

**ZEITSCHRIFT**  
des  
**Vereins für Volkskunde.**

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

**Johannes Bolte.**

20. Jahrgang.



Heft 3. 1910.

(Enthält zugleich Mitteilungen des Vereins der Königlichen Sammlung  
für deutsche Volkskunde zu Berlin.)

Mit 130 Abbildungen im Text.

BERLIN.

BEHREND & C<sup>o</sup>.

1910.

*Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.*

# Inhalt.

	Seite
Deutsche Volkstrachten. Von Max Bartels †. Mit neun Skizzen von Julie Schlemm . . . . .	241—249
Ratschen, Klappern und das Verstummen der Karfreitagsglocken. Von Richard Andree. Mit 14 Abbildungen . . . . .	250—264
Bauerntöpferei und volkstümliche Fayencen. Von Karl Brunner. Mit 103 Abbildungen . . . . .	265—289
Geschichte der deutschen Volkskunde. Von Adolf Hauffen (III)	290—306
Volkslieder aus Tirol, gesammelt von † Adolf Dörler (Nr. 14—34) . . . . .	306—317
<b>Kleine Mitteilungen:</b>	
Der Klingelstock der Hirten. Von O. Schell. (Mit 4 Abbildungen) S. 317. — Zu dem christlichen Warnungsbriefe. Von J. Bolte. S. 319. — Das Handschriftenarchiv der Deutschen Kommission der Königlichen Preussischen Akademie der Wissenschaften. Von F. Behrend. S. 321. — Armenische Märchen (Nr. 4—5). Von C. Daniel. S. 323. — Die Adventskurrende und die Jutrznia in Masuren. Von H. Mankowski. S. 326. — Zum Liede auf den Reservemann. Von R. F. Arnold. S. 327. — Der Schäfergruss. Von O. Schütte. S. 328.	
<b>Berichte und Bücheranzeigen:</b>	
Neuere Sagenliteratur. Von J. Bolte. S. 329. — K. Rhamm, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde II, 1. 2 (O. Schrader) S. 332. — Th. Abeling, Das Nibelungenlied und seine Literatur II (H. Michel) S. 336. — A. Horger, Hetfaluer Csango-Volksmärchen (E. Rona-Sklarek) S. 338. — B. Fabó, Die musikalische Entwicklung des magyarischen Volksliedes (G. Brandsch) S. 340. — Daiji Itchikawa, Die Kultur Japans (R. Lange) S. 341. — E. H. van Heurck et G. J. Boekennoogen, Histoire de l'imagerie populaire flamande (J. Bolte) S. 342. — M. A. van Andel, Volksgeneeskunst in Nederland (P. Bartels) S. 343.	
<b>Notizen:</b>	
Arnold u. Wagner, Brunk, Freybe, v. d. Graft, Herrmann, Höfler, Hurt, Koskenjaakko, Land, Laographia, Launis, Mansikka, Oberammergauer Passionsspiel, Olrik, Ohnesorge, Playfair, Rabe, Richter, Rolland, Sartori, Schmidt, Schuchardt, Stahl, Steinhausen, Stockmayer, Thümmel, Upmark, v. Zingerle S. 344—350.	
Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde (K. Brunner) . . . . .	350—352

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlagsbuchhandlung Behrend & Co., Berlin W. 64, Unter den Linden 16, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, sowie der Schatzmeister Dr. Max Fiebelkorn, Berlin NW. 21, Dreysestr. 4, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franko geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

# Deutsche Volkstrachten<sup>1)</sup>.

Von **Max Bartels** †.

Mit neun Skizzen nach **Albert Kretschmer** von **Julie Schlemm**.

---

Als im Jahre 1888 zu Berlin das 'Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes' begründet worden war, da wurde dieser die Zwecke und Bestrebungen des Museums sehr bezeichnende, aber etwas lange und unbequeme Titel in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche sehr häufig in den Namen Trachten-Museum abgekürzt. Es knüpfte sich dann hieran die falsche Vorstellung, als ob für das Museum überhaupt nur alte Anzüge gesammelt werden sollten; und wir mussten nicht selten die höhnische Bemerkung hören, dass wir eine Maskengarderobe zusammenbringen wollten. Aber auch sehr ernst zu nehmende Gegner erwachsen dem jungen Institute, und unter diesen befanden sich Männer, denen eine Sachkenntnis nicht abzusprechen war. Es wurde behauptet, dass es keinen Sinn habe, deutsche Volkstrachten sammeln zu wollen, denn es gäbe gar keine deutschen Volkstrachten. Das, was dafür ausgegeben würde, sei weiter nichts als stehengebliebene höfische oder höchstens Patriziermode des 17. oder 18. Jahrhunderts. Weiter als bis in das 17. Jahrhundert reiche keine ländliche Tracht zurück.

Um nun zu sehen, was an diesem vielfach nachgesprochenen Satze Wahres ist, müssen wir dasjenige, was wir als Volkstracht anzusprechen pflegen, einmal etwas genauer betrachten. Vor allen Dingen müssen wir uns aber klar machen, dass sich die Volkstracht doch in verschiedene Gruppen sondert, welche nebeneinander betrachtet werden müssen.

Erstens zerfällt sie in die Männer- und in die Weibertracht, welche letztere sich sehr häufig noch in die Tracht der jungen Mädchen, der verheirateten Frauen und der Witwen sondert. Dann ist meistens die Alltagstracht von derjenigen bestimmter Feiertage zu trennen, Sonntags-tracht, Abendmahlstracht, Hochzeitstracht usw. Zu der Alltags-

---

1) Die folgenden drei Aufsätze erscheinen gleichzeitig in den 'Mitteilungen aus dem Verein der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin', Bd. 3, S. 125—173.

tracht gesellt sich die Tracht für ganz besondere Arbeiten. Ich erinnere hier an die Almentracht der Sennerinnen, an die Tracht der Fischerinnen in Cuxhaven usw. Auch die Tracht der Knaben und der Mädchen ist nicht selten von der der Erwachsenen unterschieden.

Wenn wir nun finden, dass sich in einem ländlichen Gebiete die Einwohner in bezug auf die Form, die Farbe und die Zusammenstellung der Kleidungsstücke in gleichmässiger und übereinstimmender Weise tragen, dass diese Tracht nicht der schleunig wechselnden Mode unterworfen ist, sondern seit langen Jahrzehnten oder selbst seit Jahrhunderten sich unverändert erhalten hat, dass sie von der in den Städten des Landes gebräuchlichen Tracht erheblich abweicht, so müssen wir sie unweigerlich als eine ländliche Volkstracht ansprechen. Da wir nun in verschiedenen Teilen Deutschlands Trachten dieser Art antreffen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass es deutsche Volkstrachten gibt, und es muss billig wundernehmen, wie es in unserer reiselustigen Zeit noch Männer geben konnte, welche diese Tatsache bestreiten wollten.

Sieht man, dass in einem Gebiete, in welchem eine Volkstracht gebräuchlich gewesen war, diese allmählich ausser Gebrauch gerät und durch internationale Fabrikware ersetzt und verdrängt wird, so ist es die allerhöchste Zeit, bevor die Komponenten der alten Tracht gänzlich der Vernichtung anheimgefallen sind, Proben davon als Belegstücke für die Heimatskunde zu retten und sie entsprechenden Sammlungen zur Erhaltung und Aufbewahrung zu überweisen. Anstatt Tadel und Vorwürfe einzutragen, sollte ein solches Vorgehen vielmehr als eine Betätigung der Vaterlandsliebe und der Hochschätzung der Heimat Beifall und Anerkennung finden.

Die Frage nach dem Alter der betreffenden Tracht, ob sie hundert, zweihundert oder noch viel längere Jahre in Gebrauch gewesen ist, steht erst höchstens in zweiter Linie, und auch durch ein geringeres Alter büsst sie nichts von ihrer volkskundlichen Bedeutung ein.<sup>1)</sup> Wenn diese Tracht auch erst seit hundert Jahren in Gebrauch sein sollte, so muss man sie für die betreffende Periode doch unweigerlich als die herrschende Volkstracht ansehen, und damit hat sie Anspruch darauf, dass Belegstücke von ihr für die vaterländische Kulturgeschichte gesammelt und bewahrt werden müssen.

So, denke ich, ist es hinreichend bewiesen, dass es deutsche Volkstrachten gibt, und dass wir recht daran getan haben, sie nach Möglichkeit zu sammeln. Das erläutert auch deutlich der Umstand, dass unser Museum manche Stücke besitzt, welche als das allerletzte Überbleibsel gerade noch aufgetrieben werden konnten.

---

1) [Beispiele hierfür bieten der Neudruck von F. Frieses *Historischer Nachricht von den Ceremonien der Altenburgischen Bauern 1703* (Schmölln 1887), K. Häberlin, *Trauertrachten auf der Insel Föhr* (Zs. f. Volkskunde 19, 265) und J. Heierli, *Basler Trachten des 17. Jahrh.* (Schweizer. Archiv f. Volkskunde 14, 117).]

In dem oben wiedergegebenen Satze, welcher unsere Sammeltätigkeit als unlogisch und überflüssig zu charakterisieren sucht, wird fernerhin behauptet, dass alles, was man gewöhnlich als deutsche Volkstracht ausgibt, nichts anderes als stehengebliebene höfische oder Patriziermode des 18. oder höchstens des 17. Jahrhunderts sei<sup>1)</sup>. Solche mit dem Tone der Sicherheit und Sachkenntnis ausgesprochenen Behauptungen haben für sehr viele Hörer etwas Bestechendes und Überzeugendes. Es will mir daher nicht ganz unnütz erscheinen, wenn wir einmal die deutschen Volkstrachten näher in Augenschein nehmen, um zu untersuchen, ob jener Satz auf Wahrheit beruht, und ob die Tatsachen für ihn sprechen. Sehr geeignet ist für diese Zwecke das bekannte Werk von Albert Kretschmer: 'Deutsche Volkstrachten' (Leipzig o. J.). Einige seiner schönen Figuren werden hier in leichter Skizze wiedergegeben.

Dass der oben angeführte Satz nun mindestens nicht für alle Fälle zutreffend ist, das beweisen mancherlei Trachten. Ich weise unter anderen nur auf die Tracht der Altenburgerinnen (Fig. 1) und der Vierländerinnen (Fig. 2) hin, oder auch auf die der Oberbayern mit der Juppe und der die Knie frei lassenden Lederhose (Fig. 3). Wann sollten diese Trachten höfische Mode gewesen sein? Die Zahl solcher Beispiele liesse sich aber mit grosser Leichtigkeit noch vervielfältigen. Aus den Nachbarländern möchte ich als Beispiele unhöfischer Mode die bekannte Mädchentracht des Alpbachtals bei Brixlegg (Unterinntal) erwähnen, deren weite, in Quersalten gelegte Strümpfe ungeheure Waden vortäuschen, und aus dem Schweizer Kanton Tessin die Hirtenmädchentracht, welche von der höfischen so weit, wie irgend möglich, abweicht. Letztere findet sich in dem schönen Werke der Frau Julie Heierli 'Die Schweizer Trachten vom 17. bis 19. Jahrhundert nach Originalien dargestellt' (1901).

Wenn der Satz nun in seiner Allgemeinheit nicht gilt, so müssen wir jetzt der Frage näher treten, ob es denn überhaupt eine deutsche Volkstracht gibt, welche sich als höfische Mode erkennen liesse. Ich muss das verneinen; mir wenigstens ist keine solche bekannt. Die bei vielen Stämmen in Gebrauch befindliche Brautkrone wird man nicht als Beweis dagegen anführen können. Allerdings hat für sie sicherlich wohl ur-



Fig. 1. Sachsen-Altenburg  
(Kretschmer Tafel 21).

1) Vgl. Mitt. a. d. Museum f. d. Volkstrachten Heft 7, S. 276f.

sprünglich eine Königskrone als Vorbild gedient. Aber diese Nachbildung ist ja auch nur so lange in Benutzung, als die Braut sich in der Würde der Königin des Hochzeitsfestes befindet. In Vorarlberg wird die Krone nicht von der Braut, sondern von den Brautjungfern getragen, aber natürlicherweise auch nur während der Hochzeit.

Dehnen wir die Frage dahin aus, ob bei den Trachten der den Deutschen stammverwandten Nachbarvölker ebenfalls keine Überlebsel



Fig. 2. Vierlande bei Hamburg  
(Kretschmer T. 6).



Fig. 3. Schliersee in Oberbayern  
(Kretschmer T. 62).

höfischer Mode existieren, so ist dafür allerdings ein Beispiel anzuführen, das sich in dem oben erwähnten Werke der Frau Heierli findet. Es ist ein Bauer aus dem Lötschentale in Wallis, welcher mit seinem lichtgelben Frack und gleichfarbigen Kniehosen, mit seiner gestickten Weste und Schnallenschuhen, mit seinem kleinen dreispitzigen Hute ohne weiteres unter den Kavalieren Ludwigs XVI. auftreten könnte. Aber dieses ist auch der einzige Fall, und dieses Gewand ist nicht die tägliche Tracht, sondern der Hochzeitsanzug des Bräutigams. Seine Braut aber zeigt in ihrem Anzuge keine Andeutung mehr an höfische Mode. Dass

es nun untunlich ist, nach einer solchen Ausnahme, für die noch dazu das gleiche wie für die Brautkrone gilt, die originale Bedeutung der Volkstrachten ableugnen zu wollen, das bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Wie verhält es sich nun mit der Patriziermode? Ist diese in der Volkstracht stecken geblieben? Um diese Frage zu entscheiden, empfiehlt es sich, die Tracht der Männer und die der Frauen gesondert zu betrachten. Wir wollen mit der letzteren beginnen. In einem Studentenliede heisst es:

Denn lange Kleider und spitze Schuh | Die kommen keiner Dienstmagd zu.



Fig. 4. Amt Biedenkopf in Hessen  
(Kretschmer T. 38).



Fig. 5. Weissenburg im Elsass  
(Kretschmer T. 44).

Dementsprechend finden wir auch, dass die Volkstracht der Weiber überwiegend eine kurzhüftige ist, und das sehen wir bereits auf Abbildungen aus dem 15. Jahrhundert<sup>1)</sup>. Hier gibt es nun allerdings manche Abstufungen. In einer Anzahl von Fällen blickt das Bein nur bis ungefähr handbreit über dem Fussgelenk unter den Kleidern hervor; in anderen Fällen reichen die Röcke nur bis zur höchsten Wölbung der Wade, wie z. B. bei der Vierländerin in Fig. 2; und in noch anderen bedecken sie eben noch die Knie, so dass das ganze Strumpfband sichtbar wird. Das letztere sehen wir bei den Altenburgerinnen (Fig. 1), und bei den Hessinnen im Amt Biedenkopf (Fig. 4). Diese Trachten bieten eine

1) [Vgl. z. B. Ad. Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit 1900 S. 22. 86.]

reiche Gelegenheit, mit geschmackvoll gestickten Strümpfen und reichen und zierlichen Strumpfbändern zu prunken. Von einer höfischen oder Patriziertracht kann hier keine Rede sein.

Nun gibt es aber einige Gegenden, in denen die Weiber wirklich längere Kleider tragen, z. B. in Tannhausen (Schlesien), in Dannstedt



Fig. 6. Betzungen in  
Württemberg  
(Kretschmer T. 55).



Fig. 7. Schwalm in  
Hessen  
(Kretschmer T. 36).

(Sachsen), im Elsass (Fig. 5) und in Lothringen, in Donaueschingen (Baden), im Oberinntal und Zillertal in Tirol. Aber hier sind die Kleider wenigstens immer noch fussfrei, oder zum allermindesten blickt noch der vordere Teil des Fusses unter dem langen Kleide hervor. Schleppen aber finden sich niemals. Auch hier erscheint es mir zweifelhaft, ob von Patriziermode gesprochen werden kann. Wenn an vereinzeltten Punkten auch ein langes Kleid mit den Hals bedeckender Taille getragen wird, so ist es doch beinahe die Regel, dass der städtische Eindruck, den diese Tracht macht, durch verschiedenes wieder illusorisch gemacht wird. Entweder ist es die Art der Umhüllung und Bekleidung des Kopfes, oder die Form des die Schultern bedeckenden Übertuches, oder eine sehr grosse und lange Schürze oder endlich auch die Mehrfarbigkeit des Kleiderrockes, dessen obere Hälfte anders als die untere gefärbt ist, welche uns doch wieder zum Bewusstsein bringen, dass wir eine Bauertracht vor uns haben.

In dieser kurzen Besprechung ist nicht der Platz, um alle Volkstrachten Deutschlands zu analysieren; doch will ich kurz erwähnen, dass bei der Bedeckung des Kopfes der Weiber durch Tücher, Hauben, Mützen und Kappen, bei der Bekleidung des Oberkörpers durch offene oder geschlossene Mieder, durch Tailen, durch ärmellose, kurzärmelige oder langärmelige Jacken sich, dem Gebrauchszweck des Kleidungsstückes entsprechend, vielleicht bisweilen hier und da ein leichter Anklang an die analogen Kleidungsstücke des Bürgerstandes wird auffinden lassen. Der Schluss aber, dass die ersteren dann die Nachahmungen und stehengebliebenen Überreste der letzteren sein müssten, ist sicherlich voreilig und unrichtig. Denn es könnte ebensogut die Städterin eine Zeit hindurch die ihr geschmackvoll, kleidsam und praktisch erscheinende ländliche Mode nachgeahmt haben. Also auch das wäre kein Beweis gegen den Wert und die Bedeutung dieser ländlichen Volkstracht.



Als Überreste patrizischer Mode könnte man allenfalls bei mancher ländlichen Männertracht zwei Arten der Kleidungsstücke ansehen; das ist einmal der langschössige Tuchrock und ausserdem die Gruppe von festen, steifen Hüten, welche hier und da noch als Dreispitz, als Zweispitz und als hochaufgeschlagener Napoleonshut auftreten. Man sehe Fig. 6—7 aus Betzingen in Württemberg und aus der Schwalm in Hessen. Diese Hüte sind aber wohl weniger den Kopfbedeckungen der Patrizier, als vielmehr denen der hohen Offiziere nachgebildet.



Fig. 8. Prechtal in Baden  
(Kretschmer T. 48).



Fig. 9. Betzingen in Württemberg  
(Kretschmer T. 54).

Als eine Nachahmung patrizischer Kopfbedeckung kann man eventuell die absonderlichen Variationen von Zylinderhüten ansehen, welche sich in manchen ländlichen Gebieten Deutschlands noch in Gebrauch finden, z. B. im pommerschen Weizacker, in Baden, dem Pinzgau usw. Es findet sich jedoch schon eine Art von Zylinderhut als Bauernkopfbedeckung auf bildlichen Darstellungen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, z. B. bei Dürer. Müssen wir nun die Gebiete, wo solche Bekleidungsstücke noch getragen werden, aus der Reihe derjenigen Distrikte, welche noch im Besitze von Volkstrachten sind, ausscheiden, und diese Tracht, weil sie

nicht von originaler Erfindung ist, als Volkstracht nicht mehr in Betracht ziehen? Hierzu ist folgendes zu bemerken. In erster Linie muss daran erinnert werden, dass der langschössige Rock in den betreffenden Gebieten niemals die ausschliessliche Männertracht darstellt, sondern dass daneben immer auch noch andere Trachten gebräuchlich sind, welche unverkennbar originale Bauertracht sind. Namentlich häufig findet sich daneben die kurze Jacke. Dasselbe gilt nun auch von den vorher erwähnten, steifen Hüten. Es werden an den gleichen Stellen, wo sie sich finden, auch allerlei andere Kopfbedeckungen getragen: niedere, runde, weiche Filzhüte, Schirmmützen, Pelzmützen und dergleichen, und selbst die Zipfelmütze fehlt manchmal nicht, welche wir als Kennzeichen oder Attribut des deutschen Michels zu betrachten gelernt haben.

Wird der Zylinderhut nun aber zu einer weiblichen Kopfbedeckung, nimmt er dabei statt des männlichen Schwarz eine leuchtend rote oder gelbe oder auch grüne Farbe an, so ist er doch zur echten Volkstracht geworden. Das treffen wir im Prechtal (Baden) Fig. 8, in der Jachenau (Bayern) und in Oberösterreich. Im Pinzgau hat sich allerdings auch der schwarze Zylinderhut als weibliche Kopfbedeckung erhalten, aber mit einer grossen, goldenen Quaste.

Unbestreitbar echte Volkstracht wird auch aus dem von den Bauern adoptierten langschössigen Rock, wenn er sich nicht unbeträchtlich in der Anordnung und der Zahl der Knöpfe und namentlich in seiner Farbe ändert. Ich kann es mir nicht vorstellen, dass irgend jemand den weissen Rock des braunschweiger, westfälischen oder württemberger Bauern (Fig. 9) mit dem scharlachroten Futter nicht als eine echte Volkstracht anerkennen wollte, nur weil er lange Schösse besitzt. Gern soll nun zugegeben werden, dass einzelne Teile der ländlichen Tracht in patrizischer Mode des 18. Jahrhunderts ihre Vorbilder haben. Aber immer handelt es sich nur um einzelne Stücke. Andere Kleidungsstücke aber, namentlich bestimmte Jacken, gewisse Mieder, allerlei Mützen und, wie wir gesehen haben, selbst der Zylinderhut, reichen bis in den Anfang des 16. und sogar bis in das 15. Jahrhundert zurück. Und dass das höhere oder geringere Alter für das Wesen oder den Wert einer Volkstracht ohne Bedeutung ist, das glaube ich oben schon gezeigt zu haben.

Soll man nun Volkstrachten sammeln einzig und allein aus dem Grunde, weil sie uns eine gute Vorstellung von der allgemeinen Erscheinung einer gewissen Bevölkerungsgruppe während einer bestimmten Zeitperiode zu geben vermögen? Das allerdings ist in erster Linie der Zweck solchen Sammelns. Aber wir lernen daraus auch noch mehr, als nur den Schnitt und die Anordnung der Kleidung kennen. Interesse bieten auch die Stoffe, aus welchen die Kleidungsstücke hergestellt wurden. Denn in früheren Zeiten sind sie bekanntlich stets in dem Hausstande selber angefertigt worden. Der Flachs und die Wolle wurden gesponnen, die

Leinwand gewebt, das Tuch gewalkt, auch das Färben fand auf dem Bauernhofe statt; das Stricken, das Schneidern, das Putzmachen und das Sticken wurde ebenfalls daselbst ausgeführt. So gibt die Volkstracht uns gute Belegstücke für die früheren Hausindustrien: Spinnen, Weben, Wirken, Tuchwalken, Färben usw.

Beachtenswert ist ferner auch die Wahl und Zusammenstellung der Farben, da sie uns eine Vorstellung von dem Geschmack, von dem Farbensinn und von der Farbenfreudigkeit des Landvolkes liefern. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind auch die Muster ihrer Webereien und Stickereien, welche für das Studium des Ornaments ein unschätzbares Material zu bieten vermögen. In der letzteren Beziehung ist auch die Formgestaltung des bäuerlichen Schmuckes nicht zu unterschätzen.

Wenn es nun nach den obigen Darstellungen, wie ich hoffe, Anerkennung finden wird, dass das Sammeln der Reste der deutschen Volkstrachten keine zwecklose Arbeit ist, sondern dass es zu den notwendigen und unabweislichen Aufgaben eines der vaterländischen Volkskunde gewidmeten Museums gehört, so möge doch auf eines noch hingewiesen werden. Unendlich vieles von diesen Dingen ist bereits durch die Freude an neuer Mode, sowie durch die Leichtigkeit der Beschaffung billiger Fabrik- und Jahrmaktsware, welche manche mühevollen Hausindustrie überflüssig macht, unwiederbringlich verloren gegangen. Dieser Prozess bedauerlicher Zersetzung wirkt aber in immer sich steigerndem Masse fort, je mehr die Bequemlichkeit des Reisens andere Sitten und fremde Erzeugnisse kennen lehrt.

Noch aber ist hier und da im deutschen Vaterlande manches lehrreiche Stück erhältlich, vielleicht schon längere Zeit ausser Gebrauch, aber noch nicht verloren und vernichtet. Mögen uns hier recht viele Helfer erstehen, dass es uns glücklich gelingen möge, derartige Zeugen unserer Vergangenheit für die deutsche Volkskunde zu retten. Dazu ist unser Museum gegründet; aber noch bietet es manche Lücke, welche ihrer Ausfüllung harret. Nur die weite Tätigkeit vieler kann hier das Erstrebenswerte erreichen.

Berlin.

---

## Ratschen, Klappern und das Verstummen der Karfreitagsglocken.

Von Richard Andree.

In die neuerdings von den Ethnographen vielfach besprochenen 'Kulturkreise' wird oft recht Zweifelhaftes hineingeheimnisst. Solchen mit einem Fragezeichen versehenen Kreisen können aber andere gegenübergestellt werden, die durchaus einen sicheren und auch geschichtlich nachweisbaren Zusammenhang haben, und dafür liefert uns die grossartigste Organisation, die wir kennen, die katholische Kirche, ein Beispiel. Ihre Gebräuche und ihre Geräte gehen gleichförmig durch die ganze Welt, der schwarze Priester auf Haiti liest seine Messe so, wie der weisse in Rom, wobei allerdings bald feinere, bald gröbere Abweichungen zu bemerken sind, die durch Milieu und Rasse bedingt werden, ein Kapitel, dem einmal nachzugehen, eine lohnende Aufgabe für einen Ethnologen wäre. All der Schmuck und Prunk, den jene Kirche ihren Gläubigen bietet, wiederholt sich in der alten, wie in der neuen Welt. Wie anziehend wirken bei uns zur Weihnachtszeit die 'Krippen' der katholischen Kirchen, und ins Indianische übersetzt kann man sie z. B. in Mexiko finden, dessen schöne Wachsfiguren auf spanische Krippen zurückgehen<sup>1)</sup>. Der Rosenkranz, buddhistischen Ursprungs, ist durch die katholische Kirche über die Erde verbreitet worden, und der 'bekehrte' Melanesier oder Indianer hat ihn, der ohnehin an seinen Schmuck anklingt, sich zum lieben Alltagsgerät erkoren. Als Keller-Leuzinger<sup>2)</sup> den brasilianischen Madeirastrom hinauffuhr, übten sich seine indianischen Ruderer in der Kunst, Rosenkranzperlen zu schnitzen und zu durchbohren, eine Kunst, die aus längst eingegangenen Jesuitenmissionen stammte. Wie das eindrucksvolle Ritual der katholischen Kirche von den Jesuiten im 16. Jahrhundert nach Japan übertragen wurde, wie man dort den Gottesdienst ganz wie in Europa handhabte, erkennen wir aus zahlreichen Briefen der damaligen Missionare; in der geschicktesten Weise verstanden diese es, alles dem Japaner zu akkommodieren, althergebrachte Formen beizubehalten und mit neuem, christlichen Gehalte zu erfüllen; wobei allerdings auch manche weniger nützliche und erbauliche Bräuche, wie die Geisselung, mit unterliefen. Aber auch hier wie in Europa verstummten in der Osterwoche die Glocken, wurden die Wände der Kirchen verhüllt und ertönten unter

1) Zeitschrift f. Ethnologie 1908, S. 960.

2) Vom Amazonas und Madeira 1874, S. 123.

dem englischen Lobgesange erst am Karsamstage die Glocken wieder<sup>1)</sup>. Es ist dies ein Brauch, der seit alters ungemindert durch die ganze katholische Christenheit geht und eine Anzahl volkstümlicher Gebräuche im Gefolge hat, von denen hier die Rede sein soll.

Am Donnerstag vor Ostern setzte Jesus Christus das Abendmahl ein und ging dann nach dem Ölberge. Coena domini wird der Tag zur Erinnerung von der Kirche daher genannt. Bei der Messe läuten, unter dem englischen Lobgesange Gloria in excelsis, noch alle Glocken und die Orgel spielt feierlich. Aber sofort nach dem Schlusse des Lobgesanges verstummen allüberall, wo katholische Kirchen stehen, die Glocken zum Zeichen der Trauer, um erst am Karsamstag beim Gloria in der Messe wieder freudig zu erschallen. Und als ein weiteres Zeichen der Trauer in jenen drei Tagen, werden nach der Vesper am Grünen Donnerstag alle Altäre ihrer Zierden beraubt, die Bilder werden verhüllt, und nur ein Kreuzifix bleibt sichtbar, als Zeichen, dass Jesus am Abend dieses Tages, seiner Jünger beraubt, allein und verlassen war und am folgenden Tage entblösst am Kreuze hing. Trauer und Stille herrscht ringsum, vermisst wird der gewohnte Klang der Glocken, und die Sage bemächtigt sich ihrer, fragt, was aus ihnen geworden ist.

Glocken haben in der Sage von jeher eine wichtige Rolle gespielt. Man hat sie, die ja getauft sind, sich als eine Art belebter Wesen vorgestellt, die selbständig handeln können. Sie beginnen von selbst zu läuten, wenn ein wichtiges Ereignis bevorsteht, ein hervorragender Mann stirbt, ein Feind der Stadt naht. Sie haben Stimmen, ihrem Klang legt man Worte unter, sie bannen Gewitter, vertreiben böse Geister<sup>2)</sup>. Besonders verbreitet sind die Sagen von der Romreise der Glocken, welche mit unserm Thema zusammenhängen.

Nach Mitte der heiligen Wochen  
Zieh'n alle Glocken nach Rom,

Vom Glöcklein der Waldkapelle  
Bis zur Riesenglocke im Dom.

So heisst es bei uns, und im vlämischen Belgien sprechen die Kinder:

Op witten donderdag | Gaan de klokken naar Roomen  
All over hagen en boomen, | En Paschavond komen ze te huis.

Während, zum Zeichen der Trauer um den Tod des Herrn, vom Mittwoch bis zum Karsamstag die Glocken schweigen, erfolgt ihr lautes Getön wieder zur Feier der Auferstehung. Was geschieht mit ihnen in der Zwischenzeit? Hier und da ist wohl die Rede davon, dass die Glocken dann 'sterben'<sup>3)</sup>; aber allgemein ist der Glaube an ihre Romreise, und ihr Aufenthalt in der ewigen Stadt wird sehr verschieden ausgeschmückt.

1) Haas, Geschichte des Christentums in Japan (Tokio 1902) 2, 322. 324. 326. 327.

2) Zahlreiche Glockensagen hat Sartori gesammelt (Zeitschr. f. Volkskunde 7, 113 ff.), aber die hier in Betracht kommende Romreise der Glocken nicht berücksichtigt.

3) [A. John, Sitte im deutschen Westböhmen 1905 S. 59.]

Nach Meinung der Pfälzer Kinder halten sie sich dort auf, um zu beichten und Milchbrote zu essen<sup>1)</sup>, und die Lothringer Kinder wissen, dass sie dort sogar Mahlzeit mit dem Papste halten<sup>2)</sup>. Sehr weit verbreitet ist der Kinderglaube, dass bei ihrer Heimkehr die Glocken die Ostereier mitbringen. In der Tuchmacherstadt Aachen wünschen sich die Kinder aber etwas anderes. Wenn die dortige Marienglocke nach Rom reist, werfen die Kinder ihr ein Stückchen Tuch nach und bitten sie, ihnen dafür ein neues Kleid am Karsamstag zurückzubringen<sup>3)</sup>. Selbst zum Transport von Menschen werden die Glocken benutzt; denn in der Bretagne erzählt man sich von einem Glöckner, der auf einer Osterglocke rittlings die Fahrt nach Rom machte<sup>4)</sup>.

Aber, wenn auch die Glocken verstummt sind und nicht mehr die Gläubigen zur Kirche rufen können, wenn selbst die Schellen und Altarglöcklein im Innern der Kirche nicht mehr erklingen dürfen, der Dienst der Kirche feiert nicht und geht seinen Weg. Da müssen andere Zeichen für die Gläubigen an Stelle des Glockenklanges treten; es ertönen, aber niemals harmonisch, andere Geräte, zum Teil uralter Herkunft aus der Vorglockenzeit. Das sind die Klappern und Ratschen für den Handgebrauch und die grösseren Schallbretter, Tafeln und deren Nachfolger statt der Turmglocken. Ihr Gebrauch geht in das frühe Mittelalter zurück, wofür mehrere Beispiele vorliegen, von denen nur eines, auf die Karwoche bezügliches hier mitgeteilt werden soll. Es ist uns überliefert durch Symphosius Amalarius von Metz, der, ein Franke von Geburt, Schüler Alkuins war und um 857 starb. In seinem Hauptwerke *De ecclesiasticis officiis libri IV*, 21, das dem Kaiser Ludwig gewidmet war, ist davon die Rede, dass durch den Klang der sehr alten Schallbretter das Volk zur Kirche berufen wurde<sup>5)</sup>. Eine Andeutung in der Richtung, dass schon im 13. Jahrhundert vor der Osterzeit (und auch vor Weihnachten) Knaben auf den Strassen Lärm vollführten, um das Fest anzukündigen, finden wir bei Berthold von Regensburg<sup>6)</sup>; wenn auch nicht gesagt wird, dass es während des Schweigens der Glocken geschah und die Instrumente tubae waren.

1) Bavaria 4, 393.

2) H. Lerond, Lothringer Sammelmappe Heft 5, S. 61 (Metz 1894).

3) H. Boeckeler, Beiträge zur Glockenkunde (Aachen 1882) S. 111.

4) A. Le Braz, Contes du Brume et du Soleil (Paris 1906) p. 213.

5) *Necnon etiam altitudo signorum, quae fiebat per vasa aerea, deponitur, et lignorum sonus usquequaque humilior aeris sono, necessario pulsatur, ut conveniat populus ad Ecclesiam. Potest et in hoc humilior usus Ecclesiae Romanae designari antiquis temporibus, quam nunc sit, et praecipue tunc, quando latitabat per cryptas propter persecutores: Nam adhuc junior Roma, quae antiquis temporibus sub uno Domino cum antiqua Roma regebatur, usum lignorum tenet, non propter aeris penuriam, sed propter vetustatem* (Migne, Patrologia Latina 105, 1201).

6) Bei Schönbach, Studien zur altdeutschen Predigt 2 (Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der Akademie d. Wissensch. Band 142, VII. Wien 1900) S. 110.

Allgemein werden in der katholischen Welt an jenen drei Tagen heute jene Geräte als Glockenersatz benutzt, die wir zusammenfassend als Klappern und Ratschen bezeichnen wollen, und deren Benutzung mit vielerlei volkstümlichen Gebräuchen verknüpft ist. Sie führen, je nach Volk und Landschaft, zahlreiche verschiedene Benennungen, meist onomatopoesischer Art, sind mit dem Katholizismus über die Erde gewandert, nach Ost und West, und bilden den Kulturkreis der Ratschen. Ehe ich zu den sehr verschieden gestalteten Geräten selbst übergehe und die Lieder und Gebräuche bespreche, mit denen die Zeit des Glockenverstummens bei uns ausgefüllt wird, will ich an einem Beispiele zeigen, wie diese katholische Sitte sich in einem fernen Lande äussert, wo sie von christlichen Spaniern zu einem heidnisch-indianischen Volke gebracht wurde. Auch in Mexiko schweigen am Gründonnerstag nach der Nachmittagsmesse alle Glocken und verschwinden selbst die lärmenden Wagen von der Strasse. Statt dessen wird auf dem Turme der Kathedrale eine mächtige hölzerne Maschine gleich einem Wasserrade, la Matraca (die Rassel), errichtet, welche nun die Stunden angibt und statt des Läutens, bedient von ein paar Sträflingen oder Soldaten, ihren unharmonischen Lärm ertönen lässt. Das Rasseln steckt an, und zur Feier des Osterfestes ergreift jedermann, Alt und Jung, Hoch und Niedrig, eine kleine Rassel und zieht damit durch die Strassen, um dem Judas auf diese Art die Knochen zu zerschlagen; Judaspuppen, entweder von spanischen oder aztekischen Typus, werden verkauft, man hängt sie oder verbrennt sie. Es sind alte, einige Jahrhunderte zählende Typen, an denen der Mexikaner keinerlei Veränderung vorgenommen hat<sup>1)</sup>. Das Judasbrennen und die Ostereier sind aber allenthalben in der katholischen Christenheit dem Osterfeste folgende volkstümliche Gebräuche, auf die ich aber hier nicht näher eingehen kann<sup>2)</sup>.

Die Glocken sind also für drei Tage verstummt, und an ihre Stelle treten die Lärmgeräte in zweierlei Art. Erstens die grosse, meistens auf dem Kirchturm stehende Ratsche, welche die Tageszeiten zu verkündigen und den Beginn des Gottesdienstes anzuzeigen hat. Zweitens statt der im Inneren der Kirche beim Gottesdienste benutzten kleinen Schellen und Glöcklein eine zumeist hinter dem Altar versteckte Ratsche oder Klapper. Die Turmratsche gewöhnlich vom Mesner, die kleinen Geräte von den Ministranten bedient. Genügt aber die grosse Turmratsche nicht oder ist sie überhaupt nicht vorhanden, dann übernehmen es die Ministranten und ihnen befreundete Schulknaben, in ihrer Weise Stunden-

1) E. B. Tylor, Anahuac (London 1861) p. 49.

2) [Ein Judasliedchen der Kinder aus Köln bei Erk-Böhme, Liederhort 3, 139 nr. 1230. Im Mieser Bezirk singen die ratschenden Buben nach A. John (Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen 1905 S. 64) das alte Lied „O du armer Judas“; vgl. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 1, 463f. Erk-Böhme 3, 670 nr. 1963.]

zeit und Beginn des Gottesdienstes mit Handratschen und Handklappern im Orte auszurufen, währenddem sie nicht vergessen, auch Gaben zu heischen, meistens Ostereier. Dabei fehlen aber auch fromme Ermahnungen und fromme Lieder nicht, die in Deutschland vielfache Übereinstimmung zeigen: dass bei diesen Umzügen auch Lieder mit unterlaufen, die aus Missverständnis in die Osterzeit verlegt wurden, aber ursprünglich einem andern Feste oder Heiligen angehören, ist eine häufig beobachtete Sache. Im nachstehenden Liede der Ratschbuben aus Friedland in Nordböhmen<sup>1)</sup> gehört z. B. nur der erste Vers der Osterzeit an, während der Rest einem Dreikönigsliede entnommen ist:

Klapper, klapper Gründodsch!  
Bin ein kleiner König;  
Gebt mer ne zu wenig,

Lasst mich ne zu lange stehn!  
Muss a Häusl weiter gehn.

Sehr weit durch Süddeutschland ist der fromme Spruch der Ratschbuben verbreitet:

Wir ratschen, wir ratschen den englischen  
Gruss,  
Den jeder katholische Christ beten muss.

Fallt nieder, fallt nieder auf eure Knie  
Und betet fünf Vaterunser und Avemarie!

Die Tageszeit wird auch unter Ratschen mit bestimmten Sprüchen ausgerufen und dabei gesagt, ob es sich um die Morgen-, Mittags- oder Abendglocke handelt, wie in den Orten an der preussisch-holländischen Grenze<sup>2)</sup>. Schon am frühen Morgen sind die Ratschbuben bei ihrer Arbeit. So rufen sie in Ranschbach bei Landau in der Pfalz:

Steht auf ihr Leut! 's isch Betenszeit,  
Der Tag fängt an zu bleichen

Für die Armen und die Reichen.  
Betglock<sup>3)</sup>.

Besonders wird die Mittagsglocke durch starkes Ratschen hervorgehoben, damit jeder Gläubige dann den Hut ziehen kann.

Mittagsglock  
Rosestock,

Wenns nicht klingelt,  
Da rappelts doch,

heisst es in Deutsch-Lothringen am Gründonnerstag, während am Karfreitag gerufen wird:

Mittagsglock  
Bohneblatt,  
Iwermorje ischt Oschtersunntag<sup>4)</sup>.

Zum letzten Male spielen an manchen Orten die Ratscher ihre Rolle in der Nacht vom Karsamstag zum Ostersonntag. Noch einmal ertönen ihre Geräte mit dem Rufe: „He Leute, stehet auf, es ist Ostertag“ in

1) Zeitschrift f. österr. Volkskunde 12, 213. — 2) Zeitschr. f. rhein.-westfäl. Volksk. 3, 148.

3) Bronner, Von deutscher Sitt und Art (1908) S. 128. — [E. H. Meyer, Badisches Volksleben 1900 S. 100: Kerren und Rätschen. „S örschte Môle, s ander Môle, zamme, zamme in die Keriche!“ u. ä.]

4) Lerond, Lothring. Sammelmappe 5, 63. Dort ist aus St. Julien bei Metz auch ein französischer Dialektvers der 'Rätscherknechte' mitgeteilt.



den Eifeldörfern<sup>1)</sup> und zu Delbrück bei Paderborn singen dann die 'Klapperjungen' laut in die Osternacht hinaus: „Stohet up, jung un olt, dainet Guod, dem heeren“<sup>2)</sup>! Anderwärts übernahmen es die mit den Ratschen versehenen Nachtwächter, den Auferstehungsgruss um Mitternacht auszurufen, so in der alten Deutsch-Ordensstadt Lauchheim in Württemberg, wo sie sangen:

Die Glocke hat geschlagen,	Zu einem neuen Leben
Das ist zur halben Nacht,	Macht eure Seel parat!
Der Herr ist auferstanden	Bewahret Licht und Feuer,
Und hat gross Genad euch bracht.	Dass euch beschiebt kein Schad <sup>3)</sup> .

Aber während des Ratschens wird auch für die Mühewaltung der Lohn verlangt, wobei es meist die Ostereier sind, auf welche es abgesehen ist.

Da komme de arme Rätscherknechte,	En dutzend Eier isch nit se viel,
Suchen ihre Hasenrechte.	Rätschen is ken Kinderspiel,

rufen sie in Deutsch-Lothringen<sup>4)</sup>, und in Schlesien (Neurode) heisst es:

Gelobt sei Jesus Christus zum grünen	Do seit-r-ne schine Muhme;
Donnerschtije!	Umma Ziega-ättr (Ziegeneuter)
Seid gebäta ema Honigschnite,	Do seit-r-a guder Vetter <sup>5)</sup> .
A Usterae derzune,	

Mit diesen Beispielen dürften die wesentlichen Typen der sich ziemlich gleichbleibenden Rätschlieder und Sprüche gekennzeichnet sein.

In protestantischen Ländern ist die katholische Sitte des Verstummens der Glocken in der Osterwoche abgekommen, damit sind auch die Ratschbuben verschwunden, aber sie leben noch in den mit Versen und Liedern auftretenden Ostereiersammlern. Hier und da haben sich Nachklänge aus katholischer Zeit erhalten, wie ja noch so mancher katholische Brauch im Bereiche der evangelischen Kirche in einzelnen Sitten sich, wenigstens rudimentär, erhielt (Wallfahrten, Quellenverehrung, Opfer, Märkte an Heiligtagen, Fastenspeisen u. dgl. — ein besonderes Kapitel). Wenn im Schaumburger Lande junge Burschen den Kirchturm besteigen und statt des Läutens die Glocken mit Hämmern schlagen, was dort 'bimmeln' heisst, so ist dieses vielleicht dorthin zu rechnen; es geschieht allerdings nicht zu Ostern, sondern Weihnachten<sup>6)</sup>. In dem evangelischen Orte Beuern in Hessen liessen, trotz mehrfacher Verbote im 18. Jahrhundert, sich die Burschen es nicht nehmen, gewaltsam in die

1) Zeitschrift für rhein.-westfäl. Volkskunde 1, 137.

2) Ebendort 4, 21.

3) A. Gerlach, Die Stundenlieder der Nachtwächter in Lauchheim 1907 S. 14.

4) Lerond, Lothr. Sammelmappe 5, 64.

5) Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien 1, 79 (1903).

6) Hessler, Hessische Landes- und Volkskunde 2, 579. [In Pommern wird am Abend vor den Fasten 'gebeiert'; Blätter f. pommersche Volkskunde 5, 95, 1897. ZfVk. 15, 93.]

Kirche einzudringen, um am Ostermorgen 'den Has auszuläuten', eine Entartung der ursprünglich ernstesten Sitte<sup>1)</sup>. Und auch als Nachklang der katholischen Ostersitte kann man es betrachten, wenn die Sage im protestantischen Visbeck in Oldenburg und zu Neukirchen in der Wiedingharde, Holstein, erzählt, die in Sümpfen oder Teichen versunkenen Glocken erhielten am Ostertage ihre Stimmen wieder<sup>2)</sup>. Ebenso ist wohl auch als Überbleibsel aus katholischer Zeit zu betrachten, wenn am Karfreitag in Fishlake, einem Dorfe an der Südostküste von Yorkshire, die Glocken früh morgens um 8 Uhr nicht wie gewöhnlich zur Kirche rufen, „but the great bell of the church is solemnly tolled as for a death or funeral“<sup>3)</sup>.

Im katholischen Kirchendienst muss man, wie schon kurz bemerkt wurde, nach Grösse und Funktion zweierlei Arten von Ratschen unterscheiden, die grossen und die kleinen. Die ersteren dienen dazu, die verstummte Kirchenglocke zu ersetzen, stehen gewöhnlich auf dem Turme der Kirche, zeigen die Stunden an und rufen zum Gottesdienst. Die kleineren dagegen sind die Handratschen und Handklappern, die innerhalb der Kirche, bei der Messe, Wandelung usw. von den Ministranten bedient werden, während die grossen Turmratschen meist vom Mesner in Bewegung gesetzt werden. Können diese grösseren Geräte aus irgend einem Grunde nicht auf dem Kirchturme angebracht werden, dann stehen sie gewöhnlich vor der Kirche, auf dem Freithofe usw. Sie heissen dann in Bayern 'Standratschen'<sup>4)</sup>.

Auch die grossen Turmratschen sind je nach den verschiedenen Ländern von verschiedener Art. Da es sich nur darum handelt, die in der Osterwoche verstummten Glocken zu vertreten, so hat man statt der gewöhnlichen Ratschen auch ganz andere Lärmmacher an ihre Stelle gesetzt. Aus der Kirche St. Cerneuf in Billom (Auvergne) finde ich dafür die Strombusschnecke erwähnt, anderwärts in Südfrankreich eine Art Posaune und in Spanien die Zambomba, eine grosse Trommel. Auf Korsika schiesst man sogar, um die Zeit des Kirchganges anzuzeigen.

Gewöhnlich sind die grossen Lärmgeräte auf den Türmen auch richtige Ratschen, die durch Drehen in Bewegung gesetzt werden. Eine solche in Habelschwert in Schlesien nimmt einen Flächenraum von  $0,75 \times 1$  m ein<sup>5)</sup>. In München kann man sie mitten durch den Strassenlärm in der Osterwoche hören. Zuweilen handelt es sich um Ratschen, die zweierlei Töne, einen dumpferen und einen helleren, abgeben. Eine solche

1) Hessische Blätter für Volkskunde 8, 187.

2) Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg 2, 212 (= 2. Aufl. 2, 319). Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein 1845 S. 118.

3) W. Henderson, Folk-Lore of the Northern Counties of England 1879 p. 81.

4) Schlicht, Altbayernland (Augsburg 1886) S. 107.

5) Abgebildet bei Otte, Glockenkunde 2. Aufl. S. 31.

Doppelratsche ertönt z. B. vom Kirchturme zu Mittel-Darching bei Holzkirchen in Oberbayern. Die Fig. 1, die ich von ihr hier gebe, lässt erkennen, wie die zwei Töne entstehen, für deren Hervorbringung je eine besondere Kurbel den Apparat in Bewegung setzt.

Dass ursprünglich statt der mit der Hand gedrehten Ratschen die mit Klöppeln geschlagenen Schallbretter benutzt wurden, lässt sich nachweisen. Im katholischen Teile Württembergs, Rottenburger Gegend, heisst das Gerät Karfreitagsratsche oder Dofel. Der ganze Apparat besteht aus einem kastenförmigen Resonanzgehäuse, über dem eine zackenbesetzte Walze mit einer Kurbel gedreht wird, an der langgestielte Hämmer abgleiten, die ein starkes Geräusch hervorbringen<sup>1</sup>). Aber die Bezeichnung Dofel (Tafel) deutet sicher darauf hin, dass man in jener Gegend ursprünglich ein Schallbrett anwendete, für welches in Süddeutschland der Ausdruck Tafel gebräuchlich ist. Man gebrauchte 'täfern' geradezu für das Läuten und Ratschen, wofür Schmeller<sup>2</sup>) einen Beleg vom Jahre 1519 aus dem Kloster Tegernsee anführt. Man 'täferte' dort in der Karwoche und beim Tode eines Klosterinsassen. Die grösseren Tafeln standen wohl auf dem Kirchturme, und wir haben ein Zeugnis dafür, dass sie geradezu 'Char-Freytags-Glocken' genannt wurden. So berichtet Rehtmeyer<sup>3</sup>), dass unter den 17 Glocken des Braunschweiger Doms die Karfreitagsglocke „eine hölzerne gewesen, davon hängt noch (1707) ein hölzerner Hammer und ist nur am Char-Freytag, da andere Glocken nicht gezogen werden, im Papstthum damit geläutet.“ Wie der Hammer andeutet, muss es sich um ein geschlagenes Schallbrett gehandelt haben, um keine hölzerne 'Glocke'. — In der Schweiz heisst (im Frei- und Kelleramt) das grosse auf dem Kirchturme aufgestellte Klappergerät, der Ersatz der Osterglocken, Rafele. Es ist dort schon im 18. Jahrhundert belegt<sup>4</sup>).

Was nun die kleineren, von den Knaben in der Osterwoche benutzten Handratschen und Handklappern betrifft, so sind sie, wie schon diese beiden Ausdrücke andeuten, gewöhnlich von zweierlei Art und im landschaftlichen Gebrauche geschieden. Die Typen beider sind aus den Fig. 2 und 3 erkenntlich. Die Klapper ist das einfachere Gerät, das ursprüngliche, das aber auch schon eine Entwicklung durchgemacht haben muss, da es zunächst nur aus einem mit einem Hammer oder Klöppel mit der Hand geschlagenen Brett bestand. Dabei waren zwei Hände nötig; brachte man aber den Hammer über dem Brette in einem Scharnier be-

1) Abbildung in den Mitteilungen aus dem Verein der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin 2, 163 (1906).

2) Bayrisches Wörterbuch <sup>2</sup> 1, 587. [Tafeln, belegt aus dem 14. Jahrh. bei Grimm, DWb. 11, 21.]

3) Der berühmten Stadt Braunschweig Kirchenhistorie 1707 S. 109.

4) Schweizer. Archiv f. Volksk. 9, 144.

weglich an und schwang das Brett an einem Stiele, so war die heutige Klapper fertig, die mit einer Hand regiert wird. Als schon etwas komplizierter Mechanismus ist die Ratsche jünger als die einfachere Klapper. Bei der Ratsche entsteht der Ton dadurch, dass eine Anzahl elastischer Holzfedern oder nur ein dünnes Holzbrettchen gegen ein kleines Kammrad stossen, wobei die Bewegung des letzteren durch Drehen des Stieles mit der Hand hervorgebracht wird. Bei beiden Geräten ist der hervorgebrachte lärmende Ton sehr verschieden; er wird durch die Benennungen gekennzeichnet, die somit onomatopoetisch sind (klapp-klapp und rätsch-rätsch). Und solcher Art sind auch die verschiedenen mundartlichen Ausdrücke<sup>1)</sup> für das Gerät, wie aus der nachstehenden Zusammenstellung ersichtlich, die auch einige Anhaltspunkte für die geographische Verbreitung der Geräte gibt.

Kleppe oder Rauspel, einfache Klapper oder Rassel mit Kammrädchen an der deutsch-holländischen Grenze Zeitschr. f. rhein.-westfäl. Volkskunde 3, 148.

Klenkel, deutsche Gegend von Znaim in Mähren. Zeitschr. f. österr. Volkskunde 2, 310.

Klätter, 'hölzerne Klapperorgel' zu Delbrück bei Paderborn. Zeitschr. f. rhein.-westf. Volkskunde 4, 21.

Kläpper oder Ratzeln in Deutsch-Lothringen, wogegen in Metz 1716 und 1758 Polizeiverordnungen erlassen wurden. H. Lerond, Lothringische Sammelmappe, Heft 5, S. 62 (Metz 1894).

Klibberklaber oder Jarr, hölzerne Klapper in Luxemburg. De La Fontaine, Luxemburger Sitten 1883 S. 37.

Chlofele in Jonen, Schweiz, hölzerne Klapper, deren sich der Ministrant statt der Klingel in der Kirche bedient. Schweiz. Archiv 9, 144.

Rätschen im Kanton Glarus, der hinter dem Hochalter versteckte Klopfer. Daselbst 4, 269. [Grimm DWb. 8, 190.]

Bilapp, ebenso in Merenschwand, Schweiz. Schweiz. Archiv 9, 144.

Klepaty, Klappern, ein mit Klöppeln geschlagenes Brett, wird von den Ruthenen in den Ostkarpaten benutzt statt der in der Osterwoche schweigenden Glocken. Kaindl in der Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1902 S. 244.

Gipe-Gep, hammerartige Handklapper in der Rottenburger Gegend Württembergs, wie Fig. 2. Mitt. aus dem Verein der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin 2, 163 (1906).

Schubklapper, Rumpel, Schnurre im nordwestlichen Deutsch-Böhmen. A. John, Sitten in Deutsch-Westböhmen 1905 S. 59.

Klebern, das nachstehend näher beschriebene und abgebildete Gerät, welches nach G. Zeller (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 12, 215) im Salzburgischen hauptsächlich als Essglocke, aber auch während der Karwoche Verwendung findet (wenn nicht durch Ratschen verdrängt). Im Brixental heisst dieses Schallgerät Klebei oder Klapperl. Einem vortrefflichen Kenner der Salzburger Volkskunde, Herrn Fachlehrer K. Adrian, verdanke ich nähere Auskunft über die Klebern, die er schon in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 13, 436 besprochen hat, über die aber unter Beifügung von Fig. 4 und 5 nach seinem Briefe noch näheres

1) [Otte, Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie<sup>5</sup> 1, 367 zitiert die lateinischen Bezeichnungen *crepitacula ecclesiastica* und *crecellae*.]

gesagt werden kann. Die Klebern dient zunächst keinem kirchlichen Zwecke, sondern vertritt die Essglocke. Sie fand sich (denn jetzt ist sie nur durch Exemplare im Salzburger Museum vertreten) vereinzelt in der Gegend von Fuschl (Flachgau), häufiger im Oberpinzgau von Piesendorf bis Krimml. Im Pinzgau wurde sie auch Klapper, Schepper, hauptsächlich aber Glagl genannt. Meist war sie aus Ahornholz gefertigt, in ihrem vorderen Teil ausgehöhlt und mit einem an einem Lederriemen hängenden Holzklöppel (oder einer Bleikugel) versehen, der auf die Schallplatte aufschlug (Fig. 4). An dessen Stelle trat auch ein im Scharnier schwingender Holzhammer, wie ein Exemplar des Salzburger Museums aus Aufhausen bei Piesendorf im Pinzgau zeigt (Fig. 5). Diese grösseren, 20 cm langen und 7 cm breiten Klebern haben aber, wie K. Adrian betont, kirchlichen Zwecken nicht gedient, dafür sind die kleineren, auf dem gleichen Prinzip beruhenden Klappern da, bei denen der Hammer auf ein einfaches, nicht durchhöhltes Brett schlägt. Sie dienen in den letzten Tagen der Osterwoche statt der Altarglocke.

[Klabatter (Aachen) bei Grimm DWb. 5, 887. Vgl. ebd. S. 955 Kläpflein, Klepfl, 965 Klapper. E. H. Meyer, Bad. Volksleben 1900 S. 100: Schärre.]

Klabbaerd, Klepberd, Klappe, Klippe, die in den Niederlanden vielfach gebräuchlichen Ausdrücke, mit denen am 'Mitten Donderdag' (unserm Gründonnerstag) die Knaben, Ostereier sammelnd, den Ort durchziehen. Das Klepberd ist dort etwas umständlicher hergestellt, als bei uns (wie Fig. 6 aus Hedersum), da der Hammer an einer Querschnur befestigt, zwischen zwei senkrechten Pflocken auf das Schallbrett niederschwingt. De Cock en Teirlinck, Kinderspel in Zuid-Nederland 7, 80 (Gent 1907). Weitere Ausdrücke in den Niederlanden für das österliche Lärmgerät sind: Klater, Kreckeleere, Krakere, Kreckel, Reutelare, Rotelare, Ruttelare. Als Ratel oder Rateltje wird dort besonders das Gerät bezeichnet (Fig. 7), welches unserer Ratsche entspricht. Es ist aber dieser gegenüber vervollkommenet, da es mit einem Resonanzkasten versehen ist. Ebendort, S. 284.

Rumpeln (Verbum) in Tirol. Nach L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben (Stuttgart o. J.) S. 53 hat der 'Grump Mittich' seinen Namen von Gerumpe, rumpeln, Lärmmachen, da an diesem Tage bei der abendlichen Rumpelmette (Pumpermette) das erstemal mit den Ratschen 'gerumpelt' oder 'gedammert' wird. An manchen Orten Tirols wird in den letzten Tagen der Karwoche in der Kirche die 'Dammermette' gefeiert. „Dabei werden eine Anzahl Schlegel hinter dem Altar versteckt gehalten, bis die letzte Kerze verlöscht ist. Hierauf holt sich jeder einen oder zwei derselben und nun geht das 'Dammern' (Klopfen, Hämmern) los, welches die Entrüstung über die böse Tat des Judas ausdrücken soll.“ Es ist also etwa dasselbe, als wenn die Juden am Purimfeste in den Synagogen mit Hämmern ihren Feind Haman totschiagen.<sup>1)</sup>

Nicht minder mannigfaltig nach Namen und Gestalt sind die österlichen Lärmgeräte in den romanischen Ländern. Mundartliche Wörter-

1) Panzer, Beitrag z. dtsh. Mythol. 2, 554 hat hier noch folgende Erklärung: „Die Pumpermetten, Chorgesang, der jetzt an den Vorabenden des Donnerstags, Freitags und Samstags in der Charwoche statt hat, ursprünglich aber in den horae matutinae gehalten zu werden pflegte. Ehemals sollen hierauf die Kirchgänger mit Stöcken, Hämmern Steinen usw. an die Bänke und Wände geschlagen und dieser Lärm soll dem Verräter Judas gegolten haben.“ [Grimm, DWb. 7, 2231 und 8, 1488: Rumpelmette.]

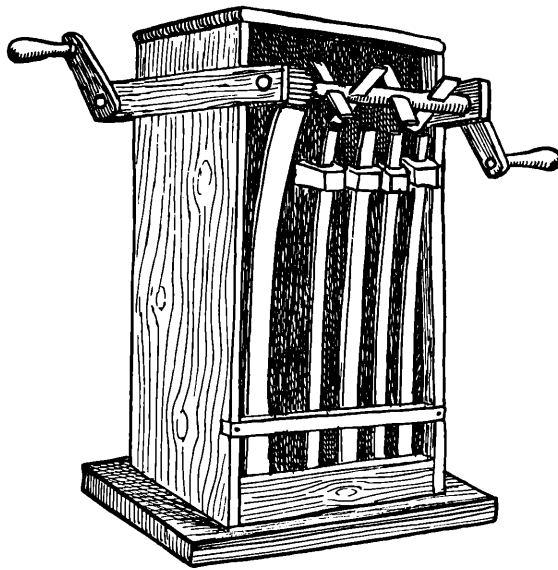


Fig. 1. Doppelratsche aus der Kirche zu Mittel-Darching bei Holzkirchen, Oberbayern.

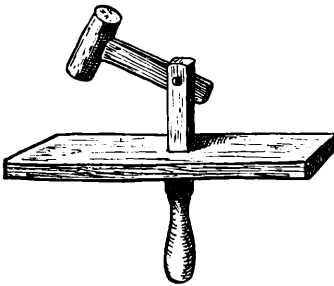


Fig. 2. Deutsches Klapperbrett (allgemein).

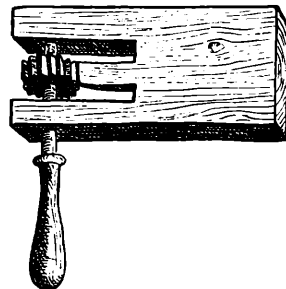


Fig. 3. Deutsche Ratsche (allgemein).

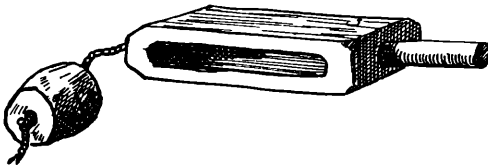


Fig. 4. Klebern aus dem Pinzgau (Museum Salzburg).

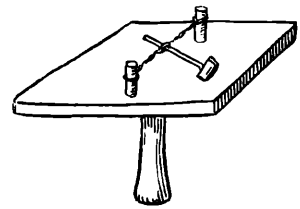


Fig. 6. Belgisches Klapperbrett (nach A. de Cock).

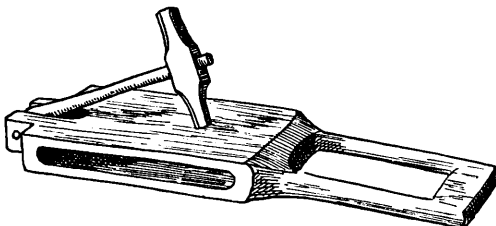


Fig. 5. Klebern aus Aufhausen, Pinzgau (Museum Salzburg).

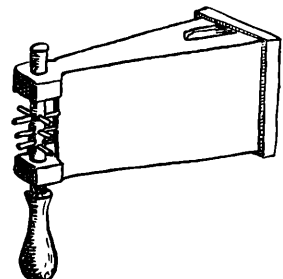


Fig. 7. Belgische Ratel (nach A. de Cock).



Fig. 8. Römische Trocola.

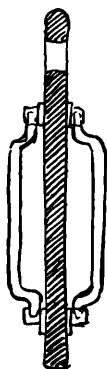


Fig. 9. Neapolitanische Trocola.

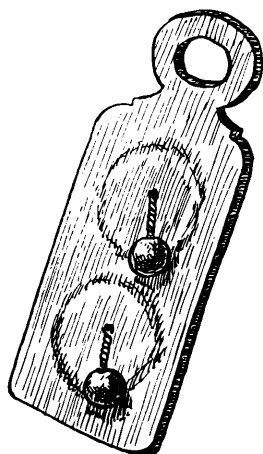
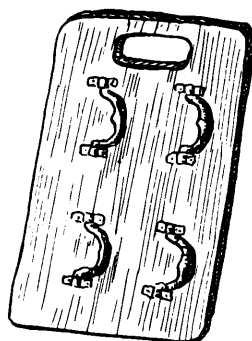


Fig. 10. Aus Siena.

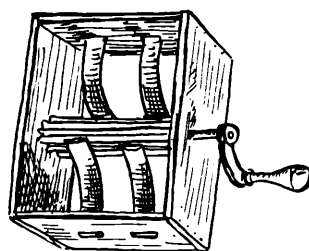


Fig. 11. Italienische Ratsche.



Fig. 13. Klappergerät aus Plessnitz, Kärnten  
(nach Bünker).

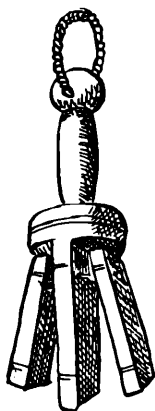


Fig. 12. Spanische Matraca.

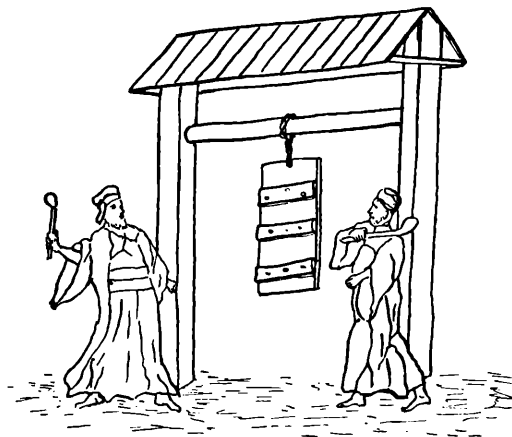


Fig. 14. Simandra im Kloster Stiris am Parnass  
(nach H. Belle).

bücher würden hier die beste Auskunft geben<sup>1)</sup>. Indessen kann ich einiges hier mitteilen, und zwar nach einem mit Abbildungen versehenen Artikel der Londoner Zeitschrift *The Graphic* vom 1. April 1899. Der weitgereiste, ungenannte Verfasser schildert hier 'the Bells of the holy weak' und bemerkt, dass in romanischen Ländern der allgemein verbreitete Name *Claquette* (Fig. 8 und 9) sei. Das Gerät besteht dort aus einem länglichen harten Holzbrette, oben mit einer Öffnung für das Hineinstecken der Hand, die das Brett schwingt. Der lärmende Ton wird durch die in Haspen schwingenden eisernen Bügel hervorgebracht. Dieses Gerät findet sich in Italien, Spanien und Österreich. Die Namen dafür sind:

Tabella (Florenz),  
 Crepitaculo (Padua),  
 Trocola (Neapel, Rom) siehe Fig. 8 und 9,  
 Batarella (Rovigo),  
 Croccola (Palermo),  
 Tric-Trac (in den Abruzzen).

Statt der eisernen, den Lärm verursachenden Bügel hat man in Siena zwei eiserne Kugeln an Ketten angebracht, die beim Schwingen des Brettes durch ihr Rollen den Glockenersatz liefern (Fig. 10). Es fehlt übrigens in Italien nicht an Geräten, die ganz auf dem Prinzipie unserer Ratschen beruhen (Fig. 11), doch ist in unserer oben bezeichneten Quelle weder Name noch Ort dabei angegeben.

In Spanien und in den von ihm sprachlich abhängigen amerikanischen Ländern vertritt die *Matraca* die verstummten Osterglocken. Der Ausdruck (Klapper) wird sowohl für die grösseren Geräte auf den Türmen, als die Handklappern gebraucht. Die *Matraca* beruht auf dem Prinzipie der *Kastagnette*, Holz klappert gegen Holz (Fig. 12).

Die Rasseln und gleichwertigen Klapperinstrumente im kirchlichen Gebrauche sind auch zu Prozessionsinstrumenten geworden, wie dieses aus Kärnten bekannt ist, von wo aus dem Dorfe Plessnitz bei Leoben durch J. R. Bünker ein derartiger Brauch geschildert wird<sup>2)</sup>. In dem dortigen Johanniskirchlein befindet sich eine jener bekannten Johannisschüsseln mit dem Haupte des Täufers, das in der Nähe unter einem alten Kirschbaum gefunden sein soll. Dort steht jetzt eine Säule mit dem Bilde Gottvaters und zu diesem finden die Klapperprozessionen statt. In der Kirche befinden sich zu diesem Zwecke etwa 15 Instrumente von verschiedener Grösse und von der Art, wie die Fig. 13 zeigt. Wird

1) In dem Werke von J. D. Blavignac, *La Cloche, Études sur son histoire*, Genève 1877 p. 394 sollen die Ratschen (*traquet, matraca, tartarelle*) behandelt sein. Dieses Werk konnte ich mir nicht verschaffen.

2) Mitt. der Anthropol. Ges. in Wien 31, Sitzungsbericht S. 119. Es kann sich hierbei auch um die Geräte handeln, welche die verstummten Osterglocken ersetzen.



der Apparat auf- und abgeschwungen, dann beginnen die Hämmer ihr Klapperkonzert, was man 'Taferln' nennt. Dieses findet „an einem bestimmten Tage“ statt. Die klappernde Prozession zieht zum Gottvaterbilde, betet dort und kehrt unter fortgesetztem Taferln zurück“.

Ich habe mich hier fast nur auf jene Lärmgeräte beschränkt, die in der katholischen Welt zum kirchlichen Gebrauche benutzt werden und eine weite Verbreitung besitzen. Aber sie sind nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus der ungeheuren Masse ganz gleicher, ähnlicher und verwandter Klappern und Rasseln, die über die ganze Erde verbreitet sind, bei Natur- wie Kulturvölkern vorkommen und in ein hohes Altertum hinaufreichen, in die Vorglockenzeit. Sie dienten mehr noch profanen wie kirchlichen Zwecken. Sehr verbreitet waren sie bei den Nachtwächtern, falls diese kein Horn besaßen, beim Stundenausruf. Rättelkeerls heißen die Hamburger Nachtwächter nach ihren Geräten<sup>1)</sup>, und in Braunschweig unterschied man Rättelwächter mit der Ratsche und Tutwächter mit dem Tuthorn. Zum Zusammenruf der Gemeinde bedient sich, wo nicht der Gebotstock herumgeht, ihrer der Gemeindediener. [Auch Bettler und Aussätzige riefen durch eine Klapper die Mildtätigkeit der Begegnenden an; Grimm DWb. 5, 965.] Mit einem Klapperinstrument wie Fig. 8 waren im 18. Jahrhundert die österreichischen Briefträger ausgerüstet, um ihr Kommen anzuzeigen, wie eine Abbildung im Reichspostmuseum zu Berlin lehrt. Heute noch ist die Treiberklapper bei Jagden ein Gerät, wie die Fig. 6. Und die Bauernjungen vertreiben mit der Klapper die Sperlinge aus den Feldern. Über die weite Verbreitung und ganz überraschende Ähnlichkeit dieser Geräte, namentlich der einfachen mit Klöppeln geschlagenen Schallbretter, besitzen wir seit nicht langer Zeit eine ganze angeschwollene Literatur. Ich habe dazu<sup>2)</sup> die Veranlassung gegeben, indem ich das Signalbrett der Harzer Köhler, die jetzt verschwundene 'Hillebille', ans Licht zog und ähnliche Geräte damit verglich. Wer sich für diesen Kulturkreis, der seiner Natur nach gar nicht aus einer Quelle stammen kann, interessiert, findet das meiste zusammengetragen in der unten angeführten Stelle<sup>3)</sup>.

Für den kirchlichen Gebrauch der Schallbretter (*ἀγία ξύλα*) liegen sehr alte Zeugnisse vor. Als die Reliquien des 627 gestorbenen persischen Märtyrers Anastasius nach Cäsarea gebracht wurden, zog das Volk ihm in Prozession voll Jubel entgegen und schlug die heiligen Hölzer<sup>4)</sup>. Und in der orthodox-griechischen Christenheit leben sie bis zum heutigen Tage fort. In unseren Landen kamen sie als Ersatz sogar

1) M. Richey, *Idioticon Hamburgense* 1755 S. 207. [ZfVk. 13, 437: Südrussland.]

2) *Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde* 5, 103 (1895).

3) Richard Andree, *Braunschweiger Volkskunde*, 2. Aufl. S. 253. [ZfVk. 6, 445. 7, 208. 8, 347. 15, 93. 16, 430. Auch ZföVk. 15, 40: Fressglocken.]

4) Wetzler und Welte, *Kirchenlexikon*, 3. Aufl. 5, 697.

wieder zum Vorschein, wenn Gemeinden zu arm waren, sich Glocken anzuschaffen<sup>1)</sup>. Als im Jahre 1627 das Dorf Rhode bei Königsutter von Kaiserlichen Soldaten ausgeplündert wurde, zerschlugen diese die Kirchenglocken und führten das Metall hinweg. Da schrieb der Geistliche in das Kirchenbuch: „Weiln nun keine Glocke mehr vorhanden gewesen, damit man die Leute zum Gottdienste rufen konnte, hat man aus Noth ein Brett vor die Kirchtür hängen lassen müssen, an welchem der Küster mit zwei Hämmern anschlagen und zum Gottesdienst klappern müssen, welches man dann zwei Jahre lang also continuiert“<sup>2)</sup>. — Wer heute statt der Glocken das uralte Schallbrett (*ἄγια ξύλα*) bei christlichen Kirchen noch im täglichen Gebrauche sehen will, der muss sich allerdings schon nach der Balkanhalbinsel begeben. Dort findet er es, von Mönchen geschlagen, so benutzt, wie Fig. 14 es darstellt. Als, vor etwa 40 Jahren, der französische Reisende Henri Belle das griechisch-orthodoxe Kloster Stiris am Parnass besuchte, da wurden die Mönche durch die Simandra zum Gottesdienste zusammengerufen. Zwischen zwei Pfählen hing ein hölzernes mit Eisenstreifen beschlagenes Brett, auf welches zwei Mönche mit gekrümmten Hämmern schlugen, so dass kurze, dumpfe Töne entstanden<sup>3)</sup>. — Diese Schallbretter haben schon vor ein paar Jahrhunderten den gelehrten Leo Allatius interessiert, und er hat ihnen auch eine nähere Beschreibung gewidmet<sup>4)</sup>. Er setzt zunächst auseinander, dass die Türken, nachdem sie das byzantinische Reich unterworfen hatten, den Christen den Gebrauch der Glocken verboten und diese daher wieder zum Gebrauche der Schallbretter griffen, um den Beginn des Gottesdienstes zu bezeichnen. Allatius beschreibt dabei das Gerät so genau und die Art, wie es geschlagen wird, dass wir darüber vorzüglich unterrichtet werden und ich seine Beschreibung in der Anmerkung hier beifügen will<sup>5)</sup>.

#### München.

1) Z. B. Digot, Histoire de Lorraine 1, 182 bei Lerond.

2) Vaterländisches Archiv des Königreichs Hannover 1820, II, 360.

3) Globus 32, 68 (1877).

4) Leo Allatius, De templis Graecorum recentioribus (Coloniae Agrippinae apud Jodocum Kalcovium et socios 1645) p. 4.

5) Quare sacerdotes Graeci ligneo instrumento, ad Graecos in ecclesiam convocandos, utuntur. Id est lignum binarum decempedarum longitudine, duorum digitorum crassitudine, latitudine quatuor, quam optime dedolatum, non fissum aut rimosum; quod manu sinistra medium tenens Sacerdos, vel alius, dextra malleo ex eodem ligno, cursim hinc inde transcurrens, modo in unam partem, modo in alteram, prope vel eminus ab ipsa sinistra, ita lignum diverberat, ut ictum, nunc plenum, nunc gravem, nunc acutum, nunc crebrum, nunc extentum, edens perfecta musices scientia auribus suavissime modulatur. Et hoc *σημαντήριον* nuncupatur, magisque proprio nomine *χειροσήμαντρον*, quod manibus teneatur, iisque pulsetur; ad differentiam alterius magni, quod *μέγα σημαντρον* dicitur, ex eodem ligno et in turribus, sive campanariis catenis ferreis, suis extremitatibus appenditur. Illud est insigni magnitudine, ut quandoque sex palmos latitudo, unum crassitudo, triginta longitudo exaequet, malleoque pro magnitudine Semanterii pulsetur.

## Bauerntöpferei und volkstümliche Fayencen.

Von Karl Brunner.

Die Bestände der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde an Erzeugnissen bäuerlicher Töpferei und Fayencen volkstümlicher Art sind bisher in unseren 'Mitteilungen' noch wenig berücksichtigt worden. Es erscheint daher an der Zeit, dieses vielfach noch recht dunkle Gebiet durch eine umfassendere Veröffentlichung wenigstens zu umgrenzen und die einzelnen Erscheinungen so weit als möglich zu gruppieren, um so eine endliche Lösung der Fragen nach Herkunft und Verbreitung gewisser charakteristischer Erzeugnisse der Töpferkunst anzubahnen. Vorerst sollen die keramischen Sammlungen unseres Museums behandelt werden, die sich auf die neuere Zeit, vorwiegend das 18. und 19. Jahrhundert beziehen. Denn die Hauptmasse der Gegenstände stammt aus dieser Periode; das wenige Ältere ist noch zu lückenhaft, um einen erschöpfenden Rückblick auf die Bauerntöpferei älterer Zeit zu gestatten. Um den Stoff der Bearbeitung etwas einzuschränken, soll auch zunächst nicht die Ofentöpferei einbezogen werden, die einer besonderen späteren Erörterung vorbehalten bleiben mag, ferner auch nicht die Steinzeugtöpferei, die besonders am Rhein, in Nassau und in der Lausitz blühte.

Obwohl die Töpferscheibe zu den ältesten Erfindungen des Menschen gehört, gab es doch bis in die neuesten Zeiten sogar in Europa Töpferwerkstätten, die dieser Einrichtung entbehrten. Da sind z. B. die sogenannten Jüten- oder Tatertöpfe, von denen Fig. 1 einen zeigt, über deren Herstellung durch jütische Frauen J. Mestorf im Archiv für Anthropologie 11, 453 (1879) ausführlich berichtet. Diese Töpfe zeigen ein so prähistorisches Äussere, dass man sie wohl mit alten Graburnen verwechseln könnte, und die Beschreibung ihrer Erzeugung lediglich mit der Hand und einigen höchst einfachen Geräten von Stein, Holz und Eisen mutet ausserordentlich altertümlich an. Sie werden keinem scharfen Brande, sondern nur einem mehrmaligen Trockenprozess bei schwachem Feuer unterworfen. Die dunkle Farbe erhielten sie durch Einwirkung des Rauches von einem Schmauchfeuer. Man sollte meinen, dass so zerbrechliche Ware nicht weiter durch Handel vertrieben werden könne, aber doch sind sie nach J. Mestorf von Jütland aus nicht nur nach den dänischen Inseln, sondern sogar über die Elbe bis tief nach Deutschland hinein verfrachtet worden.

Wie eine Drehscheibe für Töpfereibetrieb bis in unsere Tage aussieht, zeigt das in Fig. 2 hier abgebildete Modell aus glasiertem Ton, welches Herr Töpfermeister Bluth in Goslar seinerzeit für das Museum

gefertigt hat. Wir sehen den Meister vor der Scheibe sitzend, deren Unterteil er mit dem nackten rechten Fuss in drehende Bewegung setzt, während die Hände oben mit der Formung des Gefässes beschäftigt sind, welches, auf einer kleineren runden Plattform stehend, um seine Achse rotiert. Zur rechten Hand des Meisters liegen aufgestapelte Tonklumpen und daneben steht eine Lade, welche Wasser enthält und oben aufliegend allerlei Werkzeuge. Auf der Bank vor dem Töpfer stehen vier fertig geformte einfache Gefässe. Dass die Töpferscheibe in Europa bereits in grauen vorchristlichen Zeiten in Gebrauch war, ist bekannt genug, ebenso auch, dass sie im Norden Europas nur zuweilen erst um den Beginn unserer Zeitrechnung benutzt wurde. Ja, noch in den frühgeschichtlichen Siedelungen, wo vorlawische und slawische Gefässscherben aufgefunden werden, betrachtet man die Spuren der Drehscheibe als slawisches Merkmal.

Haben nun die Verfertigerinnen der oben besprochenen jütischen Tatertöpfe die altgermanische Methode der Formung ohne Scheibe noch bis in die neuere Zeit sich bewahrt, so kann es uns nicht wundern, dass bei den Kassuben, einem polnischen Volksstamm in Westpreussen, sich die ganze Technik und Formgebung altslawischer Keramik bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten hat, wie Fig. 3—4 zeigen. Diese Gefässe sind sogenannte Kassuben-Töpfe, die im Jahre 1873 von einem Töpfer, sogenanntem Schwarzbrenner, in der Tucheler Heide nicht weit von Hornberg in Westpreussen angefertigt wurden. Der rohe Ton, nicht die schwarzgebrannte Vase, nimmt bei festem Streichen mit einem Poliersteine oder Knochen Glanz an. Diese kassubischen Töpfe kamen um 1840 auf die Jahrmärkte und wurden zu Kochgeschirren verwendet. Um 1880 waren sie bereits ausser allgemeinem Gebrauch. Vgl. A. Voss, Katalog der Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands (Berlin 1880) S. 474 Nr. 89.

Nicht minder prähistorischen Eindruck macht das in Fig. 5 dargestellte rohe Tongerät, welches ein sogenanntes Mulåpen ist, eine aus Lübeck stammende Fusswärmvorrichtung, die auf dem Markte feilgehalten werden und wegen ihrer grossen Öffnung zur Einführung glühender Kohlen ihren drastischen Namen erhielten. Der Ausdruck 'Maulaffen feilhalten' dürfte hiermit erklärt sein. [Vgl. A. Richter und O. Weise, Deutsche Redensarten 1910 S. 142.]

In den Spreewald führt das Bild Fig. 6, welches einen mit einem Stülpedeckel versehenen unglasierten Tontopf darstellt, der zum Ausröchern der Bienen gebraucht wird.

Fig. 7 zeigt einen kleinen Ofen aus unglasiertem roten Ton mit abnehmbarem Deckel, offenbar eine Nachahmung eines gusseisernen sogenannten Kanonensofens. Diese Öfen werden in Barmen als Weihnachtsgeschenke für kleine Mädchen hergestellt. Über der unteren Öffnung befindet sich inwendig ein Feuerungsrost. Die obere Türöffnung ist nur angedeutet.

Eine andere Verwendung primitiver Töpferkunst ist die Herstellung von Opfern für die Gottheit. Schon aus dem Altertum ist das bekannt



Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 8.



Fig. 4.

Fig. 3.

Fig. 6.



Fig. 7.

Fig. 5.

Fig. 9.

und wird in Bayern und Österreich noch heute geübt. Die Fig. 8 zeigt einen solchen Opferkopf aus St. Valentinshaus im Mattigtal, Oberösterreich, ein Geschenk von Fräulein Marie Eysn. Die grosse Ähnlichkeit des Ge-

fässes mit römischen Graburnen aus dem Rheinlande springt in die Augen. Diese unsere Opferköpfe wurden von der bauerlichen Bevölkerung teils wegen Kopfleiden, teils zur Erzielung von Fruchtbarkeit in den Kirchen und Kapellen niedergelegt, vielfach auch mit Getreide gefüllt. Näheres hierüber bei R. Andree, *Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland 1904* S. 139 ff. — Fig. 9 zeigt ein kleines Töpfergerät aus Ludwigslust in Mecklenburg mit oben eingesteckter Federpose. Es wird zum Auftragen von Farbe auf Tonwaren benutzt und ist ein Geschenk des Herrn Hans von Schierstädt.



Fig. 11, 12.

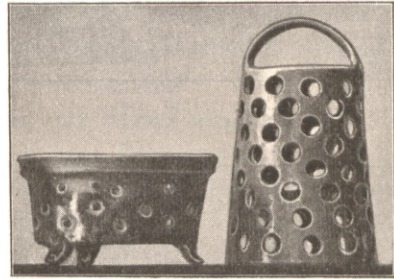


Fig. 15.

Fig. 14.



Fig. 10.

Fig. 13.

Zur Herstellung von Festgebäcken hat man sich in Süddeutschland vielfach der Formen aus unglasiertem Ton bedient, wie hier in Fig. 10 eine solche nebst Abdruck abgebildet ist, die eigentümliche Darstellungen zeigt, während Fig. 11—12 eine kleine Tonform vorführt, welche in Salzburg zur Herstellung von Weihnachtskrippenfiguren benutzt wurde.

Um den porösen Ton undurchlässiger zu machen, hat man schon in sehr alter Zeit Salz- und Bleiglasuren erfunden, die an sich durchsichtig sind, aber auch vielfach gefärbt werden. Die grosse Masse der als Bauern-töpferei bezeichneten Gefässe und Geräte ist mit solchen Glasuren, meistens nur einseitig, überzogen. Sehr interessant ist eine grosse Kuchen- oder Speiseform aus Stützheim, ein Wickelkind darstellend. Die Form ist

innen glasiert. Vermutlich hat man sie besonders in der Weihnachtszeit benutzt. Fig. 13 ist eine aus Nordfriesland stammende, innen glasierte Reisform aus Ton mit Darstellung einer Seejungfer, datiert 1611. Ähnliche Formen sollen in der Umgegend von Glückstadt bei Hochzeiten gebraucht werden und oft mit sehr drastischen Darstellungen versehen sein.



Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 22.

Fig. 20.

Fig. 21.

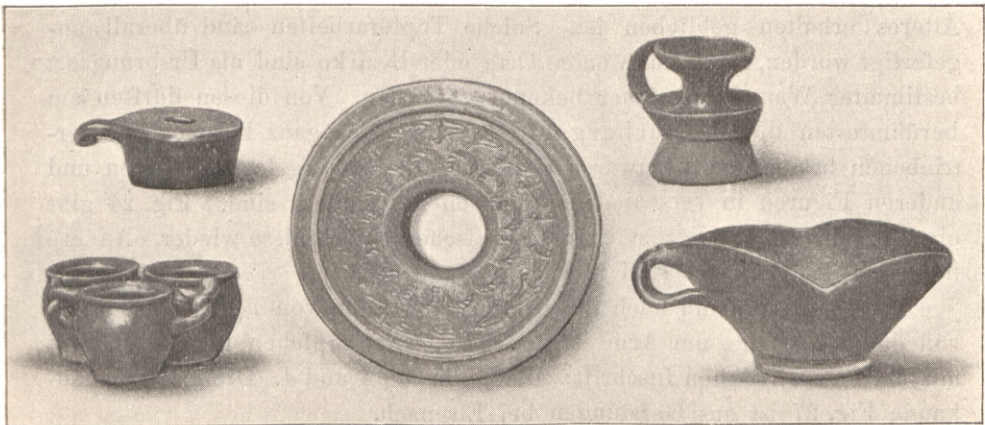


Fig. 23.

Fig. 16.

Fig. 17.

Ein eigentümliches Gerät ist in Fig. 14 dargestellt. Es dient zum Waschen von Spitzen, die um das Gerät herumgewickelt werden, und ist in Ludwigslust in Mecklenburg von Herrn Hans von Schierstädt erworben worden, der es dem Museum überwies. Zahlreich sind die Siebgefäße in der Sammlung, die zu verschiedenartigen Zwecken im Haushalte gebraucht werden. Das hier in Fig. 15 dargestellte dreifüssige Siebgefäß diente zur Käsebereitung im Schwarzwalde. Mit dieser Ver-

besserung des Geschirrs durch die Glasuren steigert sich natürlich die Verwendungsmöglichkeit des Tongeschirrs, wie wir aus den folgenden Proben noch weiter sehen können. Fig. 16 ist ein irdener glasierter Bettwärmer aus Sufflenheim im Elsass mit eingedrückten Ornamenten, Fig. 17 ein kachelförmiger Topf, der in Ostfriesland mit glühenden Kohlen gefüllt in den sogenannten Bakerkorb (Badekorb) zum Anwärmen der Kinderwäsche gestellt wird, Fig. 18 eine im bajuvarischen Gebiet häufige Flaschenform, Fig. 19 eine Nachtlampe aus Oberösterreich, wozu das hiesige Kunstgewerbemuseum in seiner Fayencesammlung ein Vergleichsstück aus Ravenna besitzt, dem Ende des 18. Jahrhunderts entstammend, Fig. 20 ein Lämpchen aus Wasselnheim im Elsass, Fig. 21 ein Lämpchen für Binsenmarkdocht und Öl aus Litauen und Fig. 22 ein Totenleuchter aus Gennin bei Landsberg a. Warthe. Das Drillingsgefäß Fig. 23 stammt aus Ludwigslust in Mecklenburg.

Von diesen einfach glasierten, nicht mit farbigen Verzierungen versehenen Gefässen und Geräten führt uns der nächste Schritt zu denjenigen Irdewaren, welche mit Glasur und ein- oder mehrfarbigen Ornamenten geschmückt sind. Bereits oben Fig. 9 ist ein einfaches Töpfergerät abgebildet worden, welches zum Farbenauftragen benutzt wird. Die Zahl dieser Erzeugnisse ist natürlich jederzeit sehr gross gewesen, da der meist geringe Brand der Gefässe sie leicht zerbrechlich machte, so dass wenig Älteres erhalten geblieben ist. Solche Töpferarbeiten sind überall angefertigt worden, aber nur wenige Orte oder Bezirke sind als Ursprungsort bestimmter Ware allgemeiner bekannt geworden. Von diesen dürften am berühmtesten die als Marburger Geschirre durch ganz Deutschland vertriebenen braunroten Irdewaren sein, die oft mit aufgelegten Blumen und anderen Figuren in verschiedenen Farben geschmückt sind. Fig. 24 gibt eine Anzahl solcher höchst charakteristischer Erzeugnisse wieder. Andere hessische Tongeschirre sind in Fig. 25 dargestellt.

Weit bekannt sind auch die Töpferwerkstätten von Bürgel bei Jena, von der das kleine, am Arm zu tragende Henkeltöpfchen Fig. 26 stammt mit der humoristischen Inschrift: Bleib mir 3 | 4 und 4. Die gelbe Kaffee-kanne Fig. 27 ist aus Gerstungen bei Eisenach.

Nicht minder berühmt sind die Erzeugnisse von Bunzlau in Schlesien. Fig. 28 zeigt zwei Teller, von denen einer am Rande mit einer frommen Inschrift, der andere mit grün-weiss-gelben einfachen Verzierungen auf dunkelbraunem Grunde versehen ist. Der Hauptruhm von Bunzlau liegt aber auf dem Gebiet des Steinzeugs, das hier nicht besprochen werden soll.

Durch künstlerisch sehr hochstehende Irdewaren sind die Töpfereien von Heimberg bei Thun bekannt, von denen Fig. 29 Beispiele gibt. Sie zeichnen sich durch prachtvolle Glasur aus, die besonders auch auf der Rückseite durch ihren warmen rotbraunen Ton auffällt. Die eine Schale



ist innen weiss mit vorwiegend blauem, die andere mit mehrfarbigem Blumenmuster auf schwarzbraunem Grunde verziert. Diese und die folgende schweizerische Gruppe ist mit Abbildungen besprochen im Schweizerischen Archiv für Volkskunde 1905, 243 ff. 1910, 161 f.

Eine andere schweizerische Werkstatt in Langnau im Kanton Bern lieferte die in Fig. 30 dargestellte kleine braune Suppenterrine mit kronenartig verziertem Deckel. Vielleicht gehört das Gefäss zu der Gattung



Fig. 24.

jener oft reich geschmückten Patengeschenke, die in Niederdeutschland als Möschentöpfe bekannt sind. Das Stück ist mit der Marke(?) jj oder 11 inwendig gezeichnet.

Auch im Elsass hat die Bauerntöpferei einst in Blüte gestanden, wie die grosse Schüssel Fig. 31 aus Offenheim zeigt, deren Ornamente aus Weiss, hellerem und dunklerem Braun zusammengesetzt und durch prächtige Glasur ausgezeichnet ist. Das Essigfass Fig. 32 von Westhofen in Elsass dürfte wohl aus Marburg bezogen sein, an dessen Glasur und weissgrüne Ornamentik es lebhaft erinnert.

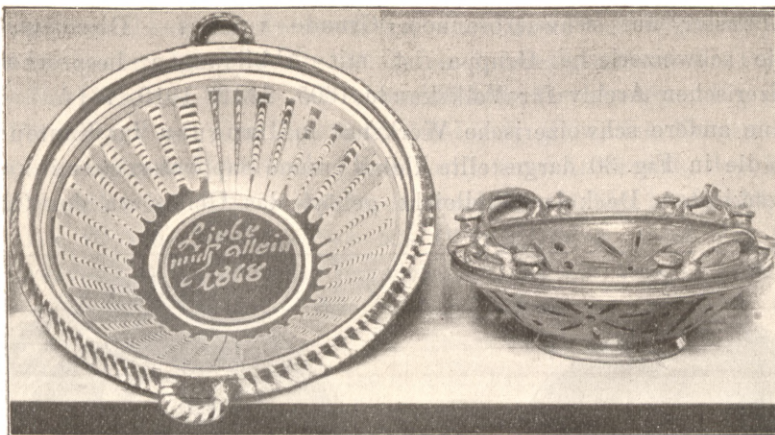


Fig. 25.

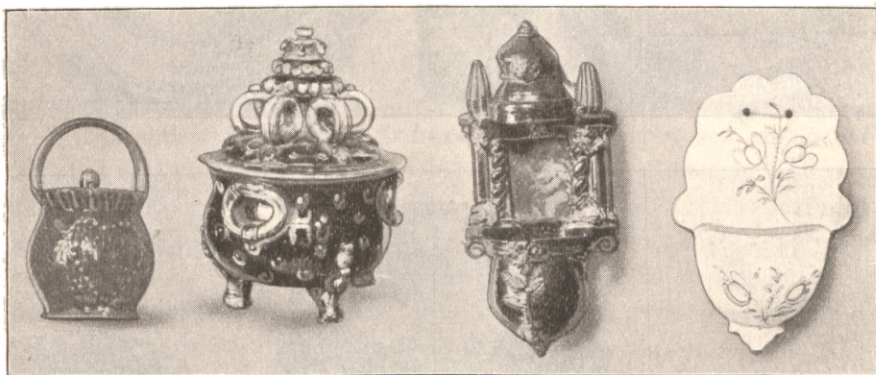


Fig. 26.

Fig. 30.

Fig. 37.

Fig. 38.



Fig. 27.

Fig. 28a.

Fig. 28b.



Fig. 29.

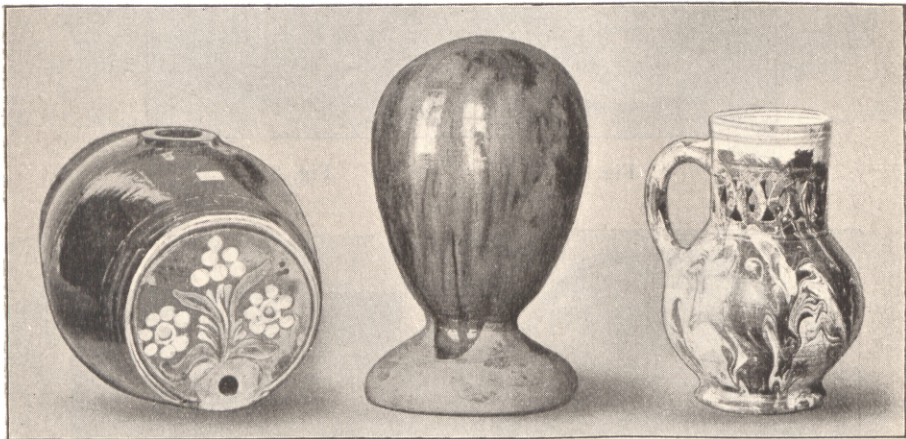


Fig. 32.

Fig. 40.

Fig. 36.



Fig. 33.

Fig. 34.

Die bayrische Bauertöpferei sei hier durch einige grosse Schüsseln Fig. 33—35 vertreten. Die eine, aus dem Dorfe Hundham bei Schliersee stammend, zeigt innen auf grünlich-weissem Grunde etwas unsicher gezeichnete gelbliche Blüten mit grünen Stengeln und Blättern, eine andere auf grünem Grunde einen Wanderer mit Hund in weisser, dunkelbrauner und hellbrauner Farbe. Die dritte Schüssel endlich aus der Gegend von Tegernsee zeigt weisse Zickzacklinien auf dunkelbraunem Untergrunde.

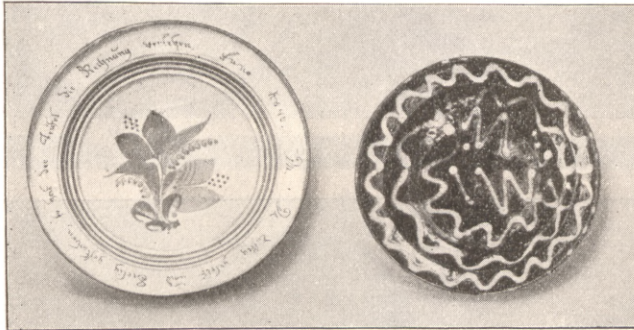


Fig. 39.

Fig. 35.



Fig. 31.



Fig. 44.

Sehr beliebt sind dort auch ganz einfarbig, besonders in Blau, hergestellte glasierte Tonwaren. Auch Gefässe mit marmorierten Glasuren sind beliebt, wie solche der in Braun und Weiss bemalte Vexierkrug Fig. 36 aus Oberösterreich zeigt. Der Henkel dieses Kruges ist hohl und hat oben eine Öffnung, aus der allein die eingegossene Flüssigkeit, ohne davon zu verschütten, gegossen werden kann. Der Hals des Gefässes ist von ausgeschnittenen Dreiecken und Ellipsen durchlöchert.

Ein Gerät, das in keinem katholischen Hause fehlt, ist der Weihwasserkessel, Weihbrunn, wie ihn Fig. 37 aus Tirol vom Jahre 1769

darstellt. Das einer Kanzel nachgebildete Stück ist dunkelbraun glasiert und mit farbigen Engelköpfen und einer Rosette verziert. Die Rückwand bildet einen viereckigen Rahmen, in welchen ein kleiner Kupferstich der Mutter Maria mit dem Christusknaben eingesetzt ist. Fig. 38 ist ebenfalls solch ein Weihbrunn aus der Schweiz.

Aus Böhmen besitzt die Sammlung einige farbige Bauerntöpfe mit einfachen, kräftig gezeichneten Blumenmustern, die ein gutes Bild all-



Fig. 43.

Fig. 45.

Fig. 46.



Fig. 42.

Fig. 41.

Fig. 47.

gemeiner Bauernornamentik gewähren. Fig. 39 zeigt einen solchen grossen Teller mit grün-gelb-braunroter Bemalung auf weissem Grunde vom Jahre 1840 und mit einer Umschrift auf dem Rande, wie sie allgemein in der Bauerntöpferei beliebt sind. Der Haubenkopf Fig. 40 stammt gleichfalls aus Böhmen und ist mit gelb-grünen Glasuren überflossen.

Zum Schluss seien hier noch einige bäuerliche Töpferarbeiten abgebildet, die vereinzelt Werkstätten hier und da angehören und nur dazu dienen sollen, das Bild dieser bäuerlichen Kunstübung abzurunden und einige ihrer weit verbreiteten Eigentümlichkeiten zur Anschauung zu bringen. Da ist zunächst in Fig. 41 eine Gefässform, der sogenannte

Paartopf, dargestellt, der besonders dazu dient, den ausserhalb des Hofes beschäftigten Arbeitern Mittagessen zuzutragen. Dieses einfache hellbraune Gefäss mit farbiger Verzierung stammt aus Rombitten in Ostpreussen. Der darauf liegende Deckel ist aus Holz geschnitzt. Ebendaher kommt der in Fig. 42 abgebildete Teller, in der Mitte auf weissem Grunde mit farbigen und zum Teil vertieften Mustern verziert. Dass dieses einfache Stück schon zum Schmuck der einfachen Bauernstube dienen sollte, beweisen die auf der Rückseite angebrachten Durchlochungen zum Durchziehen einer Schnur und verdeutlichen uns so die künstlerische Anspruchslosigkeit jener Bevölkerung.

Fig. 43 zeigt ein grosses terrinenartiges Gefäss aus Mecklenburg, aussen dunkelbraun, innen hellbraun glasiert und mit einer frommen Umschrift: 'Lass Gott in allen Dingen dein, den Anfang und das Ende sein', in weisser Farbe aufgetragen.

Die grosse Schüssel Fig. 44 aus Schleswig-Holstein mit einem kleineren Mittelnapf zeigt auf weissem Grunde vorwiegend braungefärbte Blumenranken und eine originelle Umschrift auf dem Rande: „Est meinen lieben Gäste so ihr nicht Est so sind ihr nicht meine lieben Gäste. Maria Wulfen in Hohenwestedt. An<sup>o</sup> 1826.“

Die beiden folgenden Fig. 45—46 zeigen das in der Bauernornamentik aller Zeiten und Länder so sehr beliebte Tulpenmuster. Fig. 45 stammt aus einer neueren Werkstatt in Cuxhaven, ist glänzend braun glasiert und mit kräftigen grünen, weissen und dunkelbraunen Farben geschmückt. Fig. 46 aus Braunschweig bietet ausserdem das in der Volkskunst gleichfalls sehr beliebte Muster des Vogels auf Blütenzweigen, ausserordentlich schmuck und in schönen, besonders rotbraunen warmen Farbönen. Die Mitte zeigt weissen Grund.

Endlich gibt Fig. 47 einen hell ziegelroten Krug mit weissen und grünen Mustern wieder, der aus einer neueren Werkstatt in Münster am Stein, Kreis Kreuznach, stammt.

---

Man kann ganz im allgemeinen vielleicht die Beobachtung machen, dass bei der grossen Masse der landläufigen als Bauerntöpferei zu bezeichnenden Irdenwaren die blaue Farbe etwas in den Hintergrund tritt, während Braun mit Abstufungen nach Rot hin, Grün, Weiss und Gelb am meisten verwendet werden. Diese Erscheinung verschwindet um so mehr, je lieber die weisse Farbe als Malgrund für die ganze Gefässdekoration gebraucht wird. Zugleich erkennt man die Vorliebe für Verwendung nur blauer Farbe auf dem weissen Grunde. Das ist zweifellos, wenigstens im nördlicheren Deutschland, auf den Einfluss der Delfter Fayencefabrikation zurückzuführen, während in Bayern Blau auch bei der einfachen Bauerntöpferei als nationale Farbe eine ganz andere Rolle spielt. Ausserdem ist natürlich das blaue Steinzeug aus Nassau von der

obigen, nur ganz allgemein gültigen Regel auszunehmen, wie ja das Steinzeug als besonders zu behandelndes keramisches Erzeugnis bei unseren Erörterungen hier ausscheidet.

Fig. 50.

Fig. 52.

Fig. 51.

Fig. 53.



Fig. 49.

Fig. 48.

Fig. 54.

Das Museum besitzt nun eine reiche Zahl von Tellern und Schüsseln aus Bauernhäusern, die den Ansprüchen nicht ganz zu genügen scheinen, welche man an keramische Erzeugnisse mit dem Namen Fayence zu stellen pflegt. Der Grund hat oft nicht den Glanz und die Weisse, welche die für Fayence charakteristische, durch Zinnsasche undurchsichtig weiss gefärbte Glasur den Gefässen verleiht. Ausserdem ist, im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Fayencerieverfahren, meist nicht das ganze Gefäss in die Glasur getaucht, sondern nur die Innenfläche damit überzogen. Auf diesen Überzug pflegte dann die farbige Bemalung gebracht zu werden, worauf das Gefäss in den Brennofen kam. Diese Gruppe von Geschirren steht also gewissermassen selbständig in der Mitte zwischen den oben besprochenen irdenen Waren mit Blei- oder Salzglasuren und den eigentlichen Fayencen. Und dieser Gruppe gehört ein beträchtlicher Teil der



Fig. 55.

auf weissem Grunde farbig dekorierten Bauerteller unseres Museums an. Die Farben, mit denen diese Geschirre bemalt wurden, sind vorwiegend Blau, Grün und schwärzliches Braun oder Violett. Auch Gelb ist verwendet, dagegen fehlt fast ganz die rote Farbe. Die Gefässe sind meistens keine künstlerischen Leistungen, zeigen aber doch hier und da Geschick in der Verzierung und manche interessante Einzelheit. Fabrikmarken fehlen wie



Fig. 56, 57.

bei den früher beschriebenen Irdenwaren auch hier fast völlig. Die ganze Masse lässt sich in zwei grosse Gruppen teilen, eine brandenburgisch-pommersche und eine schleswig-holsteinische, von denen die erstere die einfachsten Gefässe umfasst.

Fig. 48—54 zeigt eine Anzahl derselben aus dem Spreewalde, dem Weizacker und von der Halbinsel Mönchgut, die anscheinend zwei Werkstätten entstammen, von denen eine, Fig. 48—50, die grüne, die andere, Fig. 51—52, die dunkle tintenartige Farbe bevorzugte. Eine dritte Untergruppe dieser Abteilung ist nur blau auf weiss dekoriert. Sie ist durch



einige Teller aus dem Weizacker Fig. 53—54 repräsentiert und scheint Delfter Einfluss zu verraten. — Als Einzelercheinung möge noch Fig. 55



Fig. 58.

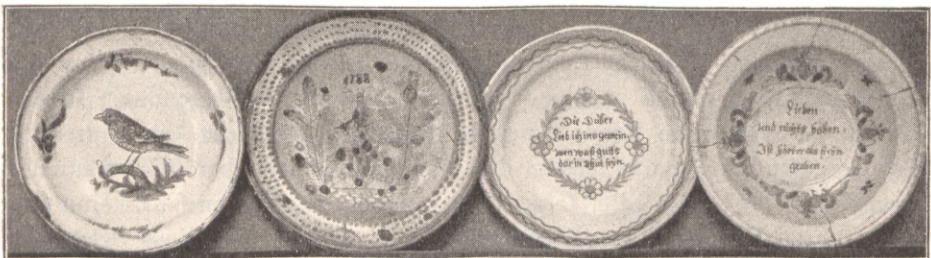


Fig. 59.

zeigen, wie der Zeitgeschmack auch später diese bauerlichen Töpfereien beeinflusst hat. Die Schüssel stammt aus dem Spreewald und dürfte im Anfange des 19. Jahrhunderts angefertigt sein.

Wir kommen nun zu einer im Museum sehr reich vertretenen Gruppe von schleswig-holsteinischen Schüsseln, die innen mit magerer weisser Zinnglasur, aussen aber mit einer ins Gelbliche spielenden durchsichtigen Glasur überzogen sind. Ihre Bemalung ist teilweise recht ungeschickt, zeigt aber auch vielfach einen kräftigen Schmuckstil und dürfte von den Delfter Erzeugnissen nicht unwesentlich beeinflusst sein. Die vorkommenden Farben sind Blau, Violett, Gelb und Orange.

Fig. 56—57 zeigt einige Stücke dieser charakteristischen Gruppe. Herr Direktor Dr. Justus Brinckmann hatte die grosse Güte, mir über diese Gefässe folgende Auskunft zu geben: „Dies ist eine sehr häufig verstreut im Lande bei uns vorkommende Gruppe grosser Schüsseln, denen allen gemeinsam ist die nicht mit Zinnglasur überschmolzene, sondern gelbliche Rückseite, ähnlich der Rückseite der Majoliken von Diruta aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Die Bemalung dieser Schüsseln auf der Vorderseite ist stets auf weissem Grund ausgeführt. Dargestellt sind sehr häufig Reiter, Brustbilder, auch gekrönte Häupter, Fruchthaufen. Die Malerei ist sehr roh ausgeführt; die Baumkronen scheinen wie mit einem Schwamm getupft. Sie werden bestätigen, dass die Glasur bei allen Ihren Stücken nur geringen Glanz hat. Eine Örtlichkeit für die Entstehung dieser überaus häufigen Fayencen habe ich nicht ermitteln können, da sie nirgends so gedrängt sich finden, um damit auf eine Spur zu kommen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass diese Schüsseln aus keiner der von mir schon vor Jahrzehnten festgestellten schleswig-holsteinischen Fayencefabriken stammen, also nicht aus Criseby, Eckernförde, Kiel, Schleswig, Rendsburg, Flensburg, Stockelsdorff. Auch an die Kopenhagener Manufaktur ist nicht zu denken, und Kellinghusen, an das der Derbheit seiner Bauernfayencen wegen vielleicht gedacht werden könnte, ist uns in charakteristischen Erzeugnissen doch zu gut bekannt. Ich vermute, dass die Schüsseln jener Gruppen, wenn nicht aus Holland eingeführt, so doch in einem westelbischen Platze, vielleicht zwischen Weser und Ems entstanden sind, und zwar vor der Mitte des 18. Jahrhunderts. Ähnliche Schüsseln mit Reitern und Brustbildern kommen auch in England vor und gelten als englische Erzeugnisse, sind aber doch weniger roh als die hier vorliegenden.“ Herr Detlev Schröder in Rosdorf bei Kellinghusen, Besitzer einer grossen Fayencesammlung, hatte ferner die Freundlichkeit, über die fragliche Gruppe von Fayencen die folgenden Angaben zu machen: „Es sind die sogenannten Klütenföät (Klösseschüsseln). Ich glaube, diese Schüsseln sind bedeutend älter als Kellinghusen (1765) und entweder in Holland oder Oldenburg gemacht. Es ist eine grosse Menge davon angefertigt und ist Delft das Vorbild gewesen. Für die gewöhnliche Bürger- und Bauersfrau war die Delfter Ware zu teuer; sie wollte aber auch ihre Küche schmücken, und der Absatz war gross. Kellinghusen, ja ganz

Schleswig-Holstein, hatte rege Verbindung mit Holland. So erklärt es sich, dass die Teller fast in jedem Dorf zu finden sind, oder vielmehr waren, denn jetzt sind sie schon selten.“ Diese Schüsseln sind durchgehend ohne Marke, nur in einem einzigen Falle fand ich eine solche auf einem Stücke in der Sammlung des Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Halling in Glückstadt. Diese Schüssel war mit einem gekrönten Frauenbrustbild in Violett und wenig Gelb bemalt. Die Marke hatte ♂ diese Form und ist meines Wissens sonst nicht bekannt. Die Verbreitung dieser Gefässgruppe nach Westen und Süden konnte noch nicht festgestellt werden. Bemerkenswert ist es vielleicht, dass nach Mitteilung von Herrn H. Sökeland eine derartige Schüssel sich im Goethemuseum in Frankfurt a. M. befindet. Eine nahe verwandte kleine Gruppe befindet sich noch in unserem Museum; es ist eine Anzahl kleiner Schüsseln, von denen Fig. 58 einige zeigt, die in Schmuck, Farbe und Glasur ähnliches aufweisen wie die grossen Gefässe.

Dass auch anderwärts das Verfahren der unvollkommenen Zinnglasur geübt wurde, zeigen die vier Teller Fig. 59 aus Schlesien, Oberbayern und Oberösterreich, welche auf der Rückseite eine magere durchsichtige oder gar keine Glasur tragen. Die Malerei der Innenseite ist in ziemlich matten Farben, vorwiegend blau und gelb, sowie grün und violett ausgeführt. Am meisten interessieren die naiven Inschriften der zwei oberbayrischen Teller: „Die Däller Lieb ich ins gemein, wen wass gutts dar in Thut seyn“ und „Lieben und nichts haben: Ist härter als steyn graben“.

Wir gehen hiermit über zu den in unserer Sammlung reich vertretenen bäuerlichen Fayencen mit beiderseits überflossener Zinnglasur. Wir können hier mehrere gut vertretene Gruppen nennen, neben zahlreichen mehr oder minder bemerkenswerten Einzelstücken. Die Hauptgruppen sind die Fayencen von Kellinghusen in Holstein, von Delft nebst Nachahmungen, dann solche aus Lausitzer Fabriken, aus Elsässer und bayrisch-österreichischen Werkstätten. Marken sind bei allen diesen Erzeugnissen selten vorhanden, da es sich vorwiegend um künstlerisch geringer bewertete Stücke handelt, wie sie das Volk mit Rücksicht auf den Preis eben bevorzugt.

Die Fabriken von Kellinghusen haben vorwiegend wohl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine grosse Menge von charakteristischen Gefässen, besonders Teller und Schüsseln, für den bäuerlichen Bedarf hergestellt. Diese Gattung ist bekannt genug und auch im Museum reich vertreten. Fig. 60 zeigt solche Schüssel mit der üblichen Malerei in bunten Farben, von denen das häufig zur Randbemalung benutzte Zitronengelb am meisten auffällt. Eine andere Gattung, welche Fig. 61—66 zeigt, mit Gebäuden und Baumschlag nach Art der Delfter Fliesenbilder vor-

wiegend in Violett bemalt, ist durch die auf dem grossen Teller Fig. 61 angebrachte Marke KH als Kellinghusener Fabrikat gekennzeichnet. Hiernach unterliegt es kaum einem Zweifel, dass auch die in Fig. 62 ff. dargestellten Teller derselben Fabrik entstammen, wenn sie auch keine Marke tragen.

Die Delfter Fayencefabrikation mit ihrer Nachahmung ostasiatischen Porzellanschmuckes ist ja bekannt genug, als dass es nötig wäre hier weiter auf die Erzeugnisse dieser Industrie in unserer Sammlung näher einzugehen. Fig. 68 gibt einige Proben dieser Fayencen, meist ohne Marken und zum Teil auch nicht besonders bemerkenswert in ihren durch lange Überlieferung erstarrten Verzierungen. Dass die Delfter Fayencerei durch ihre gewaltige Produktion und Verbreitung auch ihrerseits wieder den Trieb zur Nachahmung erweckte, haben wir oben bereits gesehen, und es wird sich gelegentlich der weiteren Besprechung unserer Fayencen noch wiederholt zeigen.



Fig. 60.

Zunächst aber soll jetzt hier eine grössere Gruppe von Fayencen betrachtet werden, die besonders aus geradwandigen Bierkrügen besteht und meistens mit Zinndeckel, zuweilen auch mit Fussreifen aus Zinn versehen ist. Die Sammlung besitzt eine grosse Zahl dieser Gefässe, und zwar sind die meisten im Spreewalde erworben worden.

Nur wenige dieser Bierkrüge sind mit einfachen Marken am Boden versehen, die aber ausnahmslos nicht weiter bekannt sind. Eine grössere Gruppe stammt, wie gesagt, aus Spreewälder Bauernstuben, und unter ihnen zeigen zwei Stücke einen deutlichen Hinweis auf sächsischen Ursprung durch das aufgemalte sächsische Wappen Fig. 69—70. Da die Lausitzen ehemals sächsisches Gebiet waren, so können wir wohl schliessen, dass diese Krüge im Lande angefertigt sind, wenn auch die Fabrik nicht näher bekannt ist. Der eine der beiden Krüge mit den in Blau gemalten Abzeichen des Metzgerhandwerks zeigt ein plumpes G als Marke auf dem Boden. Ein anderer, ebenfalls aus diesem Gebiet stammender Krug zeigt einen arbeitenden Schuster in charakteristischer Zeichnung (Fig. 71).

Unter den Spreewälder Krügen finden sich ferner solche, die ein Mittelbild aufweisen, das beiderseits mit palmenartigen Bäumen eingefasst ist, wie Fig. 72—74 zeigt. Diese Palmen sind den Fayencefabriken Hannoverisch-Münden und Magdeburg eigentümlich, doch ist ihre Übertragung durch wandernde Gesellen in andere Werkstätten sehr wohl denkbar. Eine andere Eigentümlichkeit in der Verzierung der Mündener Fayencen ist nach Herrn Dr. Robert Schmidt in Berlin eine kleine gitter-

artige, in Gelb ausgeführte Zeichnung, wie sie an dem Spreewälder Krug Fig. 75 sich zeigt. Dieses Gefäss trägt am Boden eine violette, etwa achtförmige unbekannte Marke. Noch charakteristischer tritt das gelbe Gitter bei dem Krüge Fig. 76 aus Neuhardenberg, Kr. Lebus, hervor. Beide Krüge zeigen im übrigen das für die Mündener Fabrikate charakteristische Vorwiegen der violetten Farbe in der Bemalung, wie auch bei dem Krüge Fig. 77, der nur violett bemalt ist. Hierher ist auch

Fig. 67.

Fig. 66.



Fig. 65.

Fig. 63.

Fig. 61.

Fig. 64.

Fig. 62.

vielleicht der aus Braunschweig stammende Teller Fig. 78 mit Pfau-darstellung in Violett, Blassgrün und wenig Gelb zu stellen, der die violette Marke *M* in Cursivschrift trägt.

Als bessere Einzelleistungen seien dann noch die in Fig. 79–80 dargestellten grossen Krüge mit buntfarbiger Bemalung erwähnt. Fig. 79 ist mit eine munterstrichenen *W* als Marke versehen, das vielleicht auf die Fabrik Wrisbergholzen bei Hildesheim geht, während Fig. 80 mit der Marke *K* durch die frischen Farben auffällt und dadurch besonderes Interesse erregt, dass der Krug von der ehemaligen Besitzerin als Meister-

stück eines Töpfermeisters Krün in Bürgel bei Jena bezeichnet wurde. Er ist 1734 datiert. Den Delfter Einfluss verraten einige aus dem Spreevalde stammende Krüge Fig. 81—82, denen zum Vergleich ein aus Schlesien stammender Teller (Fig. 83) gesellt ist. Die Dekoration dieser drei Stücke ist mehrfarbig, vorwiegend in blau, violett, grün und gelb gehalten. In Schlesien zeigen ja sogar die bäuerlichen Möbel den Einfluss der Delfter Fayencen in ihrer Bemalung.



Fig. 68.

Als letzte der nord- und mitteldeutschen Gruppen von Fayencekrügen unserer Sammlung sei eine in Rügen gesammelte und durch besonders grosse Exemplare auffallende noch erwähnt, die in Fig. 84—86 dargestellt ist. Sie sind deutlich als Erzeugnisse einer noch unbekanntem Fabrik charakterisiert, welche den oberen und unteren Abschluss der Bemalung durch wagerechte blaue und gelbe Ringe andeutet, während für die figürliche und pflanzliche Dekoration zum Teil Schablonen angewendet worden sind. Die Farben sind etwas matt, vorwiegend dunkelgrau, gelb, violett und grün.

Die Gruppe der aus dem Elsass stammenden Fayencen der Sammlung zeigt Fig. 87. Da sind besonders die mit fünf Öffnungen versehene Blumen- vase und die Flasche in Form eines auf einem Fasse reitenden Mannes



Fig. 71.

Fig. 69.

Fig. 70.

Fig. 75.

Fig. 76.



Fig. 78.

Fig. 77.



Fig. 79.

Fig. 74.

Fig. 73.

Fig. 72.

hervorzuheben, weil in diesen Formen vielleicht Delfter Einflüsse erkennbar sind. Die Bemalung der Blumen vase ist mehrfarbig mit hervorstechendem Karminrot, eine Eigentümlichkeit der Strassburger Fayencefabrik. Auch bei den übrigen Stücken der Gruppe tritt dieses Merkmal

hervor, nur nicht an dem Teller mit dem vorwiegend in Gelb, Grün und Blau gemalten Sternmuster, der vielleicht der Fabrik von Niederweiler in Lothringen entstammt. Charakteristisch ist bei zweien der Teller auch



Fig. 80.

Fig. 84.

Fig. 85.

Fig. 86.



Fig. 81.

Fig. 83.

Fig. 82.



Fig. 96.

Fig. 95.

Fig. 97.



Fig. 100.

die vielfach geschwungene Randlinie. Nur eines der Gefäße, der einhenklige Krug, ist mit einer etwas undeutlichen blauen Marke St M nebst zwei gekreuzten grünen Stäbchen bezeichnet.



Unter den Fayencegefäßen der Sammlung aus Süddeutschland und Österreich fallen besonders zwei Gruppen auf, von denen die eine durch



Fig. 87.

Fig. 88.

Fig. 89.

Fig. 93.

Fig. 94.



Fig. 99.

Fig. 91.

Fig. 90.

Fig. 92.

Fig. 98.

das Überwiegen der blauen Bemalung, die andere durch vorherrschend matte grüne, manganviolette und gelbe Farben gekennzeichnet ist. Die

erstere Gruppe stammt meistens aus Bayern, die andere aus Österreich. In Fig. 88—89 sind ein Krug und ein Teller abgebildet mit ähnlicher Blaumalerei, in Fig. 90 ein an Delft erinnernder blauweisser grosser Teller und in Fig. 91—92 zwei Krüge, gleichfalls blau bemalt, von denen einer (Fig. 91) eine blaue Marke S mit vier Punkten darunter aufweist. Die Marke ist nicht bekannt, doch dürften für alle diese Erzeugnisse bayrische Fabriken, wie Nürnberg, Bayreuth, Künersberg usw. in Frage kommen. — Von geringerem künstlerischen Werte sind die in Fig. 93—94 dargestellten Gefässe. Der Teller ist in Gelb, Violett, Blau und Grün bemalt und mit der Inschrift 'Maria' in der Mitte versehen, während der übrige Schmuck gleichsam die Strahlenkrone der Mutter Gottes darstellt. Die Deckelschale Fig. 94 stammt aus Hundham in Oberbayern und diente bei der Hochzeit zum Einsammeln der Geldgeschenke für die Braut.



Fig 102.

Fig. 101.

Fig. 103.

Die in Fig. 95—97 dargestellte Gruppe von Fayencen besteht aus einem Teller mit äusserst mattfarbiger Dekoration, einem Bilde des heiligen Franciscus, umgeben von einem Blätterkranze. Auch die Glasur ist im Gegensatz zu den eben besprochenen bayrischen Fayencen mager und rissig. Ähnlichen Charakter tragen die beiden walzenförmigen Krüge Fig. 96—97, deren Verzierung allerdings etwas kräftiger gemalt ist. Merkwürdig ist die Figur einer Heiligen(?) in Gebirgstracht mit Sichel und Zinnkanne. Der gelbe Kreis um ihr Haupt scheint nach Analogie der zwei anderen Gefässe doch eine Heilige anzudeuten. Das Gefäss ist durch zwei umgelegte Drähte oben ausgebessert. Diese drei Fayencen dürften aus der Fabrik Gmunden stammen.

Eine andere, oben verjüngte Krugform, wie sie Fig. 98 zeigt, ist in der Sammlung mehrfach vertreten. In den Farben entsprechen diese Krüge ungefähr den eben erwähnten von Gmunden. Die Darstellungen, welche sie zeigen, sind meistens dem ländlichen Leben entnommen, auch

tragen sie öfter Inschriften. Die Herkunft dieser Gefässe, deren Form sowohl in deutschen als slawischen Gebieten Österreichs wiederkehrt, konnte nicht mit Sicherheit ermittelt werden, doch deutet ihre Verbreitung auf Ober- oder Niederösterreich, vielleicht auch Salzburg als Herstellungsmittelpunkt hin. Die Glasur dieser Gefässe zeigt einen rötlichen Ton; bemalt sind sie in Grün, Gelb, Violett und Blau.

Bei dem Krüge Fig. 99 sind wir dagegen in der Lage mit ziemlicher Sicherheit die Stadt Salzburg als Ursprungsort angeben zu können. Das Gefäss ist mit einer blassblau gefärbten Glasur überzogen und mit violetter Farbe sowie mit weissen Punkten und Spuren von Gelb bemalt. Eigentümlich verzerrt ist die Figur des Hirsches mit einem Blätterbüschel im Maul, das an die eigentümlichen blasenartigen Gebilde erinnert, welche sich an gleicher Stelle bei Tierdarstellungen der vorgeschichtlichen Hallstattperiode vorfinden. Sollte die Volkskunst dieses alte Motiv solange bewahrt haben?

Als Einzelstücke möchte ich zum Schlusse noch einige Fayencen aufführen, die aus verschiedenen Gegenden stammen, aber hinsichtlich ihres Herstellungsortes bisher zum Teil nicht bestimmbar waren. Fig. 100 zeigt eine grössere, aus dem Spreewalde bezogene Schüssel mit farbiger, besonders karminroter Bemalung, Fig. 101 einen in leuchtendem Blau, Gelb, Grün und Violett dekorierten Teller, angeblich aus der ungarischen Fabrik Holitsch stammend und in einem schlesischen Bauernhause vorgefunden; Fig. 102 ist ein ebenfalls aus Schlesien stammender Bauernteller von 1832 mit aufgemaltem Besteck in Gelb und Blau. Das Eisen ist blau gemalt, die Jahreszahl, die Umrisslinien und eine Kreislinie ringsherum violett. Ich erwähne das, weil für die Forschung nach dem Ursprung und dem Alter des Eisens die Frage von Interesse ist, wie der volkstümliche Künstler die verschiedenen Materialien farbig darzustellen pflegt. Schliesslich zeigt Fig. 103 eine zweihenklige Vase von 1715 mit blauem Dekor auf weissem Grunde. Die Herkunft dieses Gefässes ist bisher unbekannt, doch dürfte durch Vergleichung wohl einmal die Fabrik festzustellen sein.

Zum Schlusse möchte ich nicht unterlassen, den Herren, welche mir bei diesen Nachforschungen bereitwilligst ihre Hilfe geliehen haben, den Herren Direktor Prof. Dr. Justus Brinckmann in Hamburg, Detlev Schröder in Rosdorf bei Kellinghusen und Dr. Robert Schmidt in Berlin, den herzlichsten Dank auszusprechen, indem ich hoffe, dass diese erste Gruppierung unseres reichen Materials Veranlassung zur weiteren und besseren Bearbeitung jener wichtigen Klasse deutscher Volksaltertümer geben wird.

Berlin.

## Geschichte der deutschen Volkskunde.

Von Adolf Hauffen.

(Fortsetzung zu S. 1—17 und 129—141)<sup>1</sup>.

Während dieser bewundernswerten Wirksamkeit der Brüder Grimm wurde nicht nur die Aufsammlung von Volksliedern eifrig fortgeführt, sondern es setzte auch bald die Forschung auf diesem Felde kräftig ein. Die lange Reihe der landschaftlichen Liedersammlungen wurde 1817 eröffnet durch Joseph George Meinerts 'Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens'. Vor diesem Titelblatt steht noch ein Blatt mit einem Kupferstich (an einer Eiche eine Harfe angelehnt, dahinter ein Wasserfall und ein schlossgekrönter Berg) mit der Überschrift 'Der Fylgie'. Meinert war durch seine Beschäftigung mit literarischen, geschichtlichen und ethnographischen Stoffen, sowie als Professor der Ästhetik und Geschichte der Wissenschaften an der Universität in Prag (1806 bis 1811) für seine beste Leistung fachmännisch vorgebildet. Von dem Wunderhorn angeregt, das ihm Brentano in Prag im Spätherbst 1811 persönlich übergeben hatte, bereitete Meinert, nachdem er durch zwei volle Jahre aus dem Munde von etwa hundert Sängern eine Sammlung von 150 Stücken zustande gebracht hatte, seine vielseitige Ausgabe von Balladen, Liebes-, Fabel- und Weihnachtsliedern, Kinderreimen und Rätseln ungemein sorgfältig vor. Das erweisen seine Angaben in der Vorrede. Er befragte 'über ein und dasselbe Lied nicht bloss einen Mund, und zwar mehr als

1) Bei der Darstellung des letzten Jahrhunderts hatte ich mit zwei grossen Schwierigkeiten zu rechnen. Zunächst mit der einen, die chronologische Aufeinanderfolge mit der Behandlung der Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten der Volksdichtung ins Einvernehmen zu bringen, und ferner mit der Gefahr einer Überwucherung der Bibliographie über die Darstellung. Das Gebiet der 'sachlichen Volkskunde', welches in den letzten Jahrzehnten ungemein fruchtbar betrieben wurde, musste ich völlig weglassen, weil ich als Literarhistoriker die Geschichte der deutschen Volkskunde im wesentlichen nur im Rahmen der Literaturgeschichte zu schildern versucht habe. Ich weiss wohl, dass dadurch wichtige Abschnitte aus dem Kreise der Volkskunde wegfallen, doch werden die Leser dieser Zeitschrift über die neuesten Fortschritte der sachlichen Volkskunde durch die ständigen Berichte von Prof. Dr. O. Lauffer ausgezeichnet unterrichtet. — Zur Entlastung meiner bibliographischen Angaben ist mir sehr zugute gekommen die, Herbst 1909, in zweiter, bis zum letzten Jahre vermehrter Auflage erschienene lückenlose Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der deutschen und niederländischen Volkspoesie von John Meier (H. Pauls Grundriss der germanischen Philologie 2. Aufl. 2, 1, 1178—1297). Nach kurzen wertvollen Vorbemerkungen werden hier bei allen Abschnitten: Volkslied, Sagen und Märchen, Sprichwort, Rätsel, Volksschauspiel, die Bibliographie, die Schriften über den betreffenden Gegenstand und sämtliche allgemein deutschen und landschaftlichen Sammlungen verzeichnet.

einmal, sondern die verschiedenen Sänger gleichsam als ebenso viele, mehr oder minder reichhaltige, leserliche und abweichende Handschriften, aus denen sich der Text zusammentragen und durch sorgfältige Vergleichung in seiner möglichst schönen Gestalt herstellen lasse'. 'Jedes Bruchstück zu heilen, jede Lücke auszufüllen, jede Verbildung durch das Schönere zu verdrängen wird vielleicht der ausgedehntesten Nachforschung nicht gelingen; aber daran zu verzweifeln, ziemte wenigstens nicht mir'. Er nahm fast alles in seine Sammlung auf; denn er meint, 'auf jeden Fall ist äusserst wenig, was das Volk in seiner alten Mundart singt, ganz ohne dichterischen Wert'. In der Würdigung seiner Sammlung hebt er mit Recht hervor, dass diese die 'christlich-mythische' Weltanschauung und die Lebensverhältnisse des deutschen Mittelalters widerspiegelt. Die vor seiner Ausgabe erschienenen Liedersammlungen von Herder, von Nicolai, das Wunderhorn, auch die Zeitschrift Bragur und die Märchen der Brüder Grimm zieht er zu vergleichenden Anmerkungen heran. Die damals allgemein verbreitete Anschauung der Gebildeten, 'es sei mit Liedern, die in einer Bauernsprache herausgegeben werden, auf weiter nichts abgesehen, als auf behagliche Erschütterung des Zwerchfelles', will er durch seine mundartlichen Lieder bekämpfen. Durch eine geschickte, verständige Schreibung erreichte er ein wohlthuendes Ebenmass und Gleichartigkeit des mundartlichen Gewandes. Durch seine eingehende Darstellung der Mundart des Kuhlandchens und das mit Erlauerungen versehene Wörterverzeichnis im Anhang hat seine Ausgabe auch der Dialektforschung eine frische Quelle erschlossen<sup>1)</sup>.

---

1) Unter dem Titel: 'I. Band. Wien und Hamburg. 1817'. Doch ein zweiter Band ist nicht erschienen. 'Unveränderter Neudruck, herausgegeben vom Deutschen Volkslied-Ausschuss für Mähren und Schlesien. Mit Bildschmuck und einer biographischen Einleitung nebst Vorwort zum Neudruck von Josef Götz', Brünn 1909. Dieser Abdruck ist sehr dankenswert, weil Meinerts überaus wertvolle Sammlung seit langem nur schwer zu beschaffen war. Götzens Einleitung bringt auf Grund neuer Funde ein knappes, doch abgerundetes Lebensbild Meinerts und einen Bericht über seine poetischen und gelehrten Schriften. S. XXIII\* wird erwähnt, dass gleichzeitig, doch unabhängig von Meinert, ein Fulnecker Grossburger Felix Jaschke mundartliche Lieder mit Melodien (1818. Handschrift im Landesarchiv zu Brünn) aufgezeichnet hat. Da Meinerts Sammlung keine Singweisen enthält, so hat sich Götz der Mühe unterzogen, Melodien dazu aufzuspüren und einen grossen Teil bereits gefunden, die erst in der vom Unterrichtsministerium geplanten Ausgabe 'Das Volkslied in Osterreich' herauskommen werden. Zu bemängeln ist, dass bei der Anordnung des Neudruckes die Zugaben Götzens und die bibliographischen Anmerkungen Josef Matzuras zwischen die verschiedenen Abschnitte der Meinertschen Ausgabe eingeschoben wurden, so dass das Neue von dem alten Bestand sich nicht deutlich abhebt. Wenigstens hätte das im Inhaltsverzeichnis ausdrücklich betont werden sollen. — Fylgie gebraucht Meinert männlich, obwohl im Nordischen, wie nach seiner eigenen Mitteilung im Kuhländchen diese Schutzgeister als weiblich angesehen werden. Das theatrale und unnatürliche Auftreten der Fylgie, wie sie in der Vorrede geschildert wird, entspricht durchaus nicht dem Wesen der nordischen Fylgjen (vgl. Eugen Mogk, Mythologie in Pauls Grundriss der germanischen Philologie<sup>2</sup> 2. Aufl. 3, 251 und 371f.). Zweifellos liegt hier eine Selbsttäuschung Meinerts vor.

Der schon erwähnten Sammlung deutscher Volkslieder von Büsching und von der Hagen sind einige Melodien beigegeben. 1810 erschien das vielleicht von dem berühmten Rechtslehrer Anton F. J. Thibaut oder von Arnim und Brentano selbst herausgegebene Liederbuch 'Vierundzwanzig deutsche Lieder aus dem Wunderhorn, mit bekannten, meist älteren Melodien beim Klavier zu singen' (Heidelberg 1810). Das Wort Weise für Melodie kommt jetzt allgemein in Gebrauch, so bei A. Zarnacks Sammlung 'Deutsche Volkslieder, zwei Teile mit Weisen' (Berlin 1818 bis 1820) und gleich danach in einer Zusammensetzung bei den 'Österreichischen Volksliedern mit 67 Singweisen, gesammelt und herausgegeben von Franz Ziska und J. M. Schottky' (Wien 1819). Entsprechend der lebenslustigen und wohlhabenden Bevölkerung im Wiener Wald, in den Wein- und Hügelgeländen bis zum Semmering und nach Ungarn hin atmen die hier aufgelesenen, durchaus mundartlichen Kinder-, Liebes-, Schützenlieder und Schnadahüpfeln einen gemütlichen, heiteren und auch übermütigen Geist aus. Nach dem Vorbild Meinerts folgen auch hier Bemerkungen über die Mundart und ein Wörterverzeichnis<sup>1)</sup>. — Keine Melodien enthält die heute nur als Nachschlagewerk verwendbare fünfbandige Sammlung des Freiherrn Friedrich Karl von Erlach 'Die Volkslieder der Deutschen' (1834—1836), die nicht nur Volkslieder, sondern zum grösseren Teile Gedichte bekannter Verfasser von der Mitte des 15. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bringt. Den später allgemein verwendeten, treffenden, doch in seinen Grenzen fließenden Ausdruck 'Volkstümliches Lied' gebraucht Erlach zum erstenmal im letzten Band dieser Sammlung. Früher sagte man dafür volksmässig oder im Volkston. 'Volkstümlich' ist eine Weiterbildung der von dem Turnvater F. L. Jahn geschaffenen Zusammensetzung, die durch sein kraftstrotzendes Buch 'Das deutsche Volkstum' (1810) unseren Sprachschatz bereichert hat.

Im Sommer 1836 begann Heinrich August Hoffmann von Fallersleben, durch den Gesang eines Grasmädchens in der Umgebung von Breslau bewogen, schlesische Volkslieder zu sammeln. Glückliche Funde, eifrige Unterstützung seiner Freunde und Aufrufe in Zeitungen förderten rasch sein Unternehmen. Sein Arbeitsgenosse Ernst Richter besorgte gewissenhaft die Singweisen. Die Lückenhaftigkeit und Verkehrtheit mancher Aufzeichnungen machten ihm grosse Mühe. Seine eigenen Ergänzungen und Berichtigungen bestätigten sich oft durch spätere, bessere Nachsendungen. Abweichende Singweisen für das gleiche Lied hat er nebeneinander gestellt. Er ist der erste, der Volkweisen richtig behandelte, und der erste, der Schüler, nämlich seine Zöglinge am evangelischen

1) Die zweite vermehrte Auflage (1844) gab Tschischka (der jetzt in deutscher Schreibung erscheint) allein heraus. — Über den Neudruck von Friedrich Krauss (1906) vgl. oben 17, 206.

Lehrerseminar in Breslau, zur Mitarbeit heranzog. Ein Vorgehen, das bis heute mit grossem Nutzen befolgt wurde. Als wertvolles Ergebnis der gemeinsamen Arbeit erschienen 1842 'Schlesische Volkslieder mit Melodien aus dem Munde des Volkes gesammelt'. Hoffmann gab überdies in den nächsten Jahren zahlreiche verschiedenartige Sammlungen heraus: Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit, Deutsche Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts, Volksgesangbuch, Die Kinderwelt in Liedern. Auch sind viele seiner einfachen, gemütvollen Gedichte zum Eigentum des Volkes geworden.

Wenig jünger als die Brüder Grimm, schloss sich Ludwig Uhland auch der Heidelberger Romantik an. Als Dichter und Forscher streifte er bald das Phantastische der Romantik ab und vertiefte sich im immer mehr in das Volkstümliche der alten deutschen Poesie. Durch 'des Knaben Wunderhorn' wurden den Deutschen die Augen geöffnet über das Wesen des Volksliedes, nun musste noch die wissenschaftliche Erforschung und geschichtliche Betrachtung hinzutreten. Wie die Brüder Grimm auf dem Felde der Mythen, Sagen, Märchen und Rechtsbräuche, so hat Uhland mit seiner Ausgabe und Erforschung des Volksliedes, dem Höhepunkt seiner gelehrten Tätigkeit, 'an die Stelle eines glänzenden Bildes mit verschwimmenden Umrissen ein klar und scharf nach der Wirklichkeit gezeichnetes gesetzt'. Seine Beschäftigung mit dem Minnesang und seine eigenen besten Leistungen als Dichter, die Balladen und lyrischen Gedichte im Volkston, führten ihn zur Sammlung und wissenschaftlichen Behandlung des Volksliedes. Das wurde nun sein Lieblingsgebiet, demgegenüber seine früheren, wertvollen Studien zu Mythos und Sage zurücktraten. Seit 1833, nach seiner Dienstenlassung, verwendete er seine unfreiwillige Musse zu tief eindringenden Studien und zu weiten Reisen durch ganz Deutschland bis nach Dänemark und Holland, um sich das weit verstreute Material zu beschaffen, das er dann sorgfältig verarbeitete. Bei der Aufsammlung der Lieder waren ihm unter anderen auch Massmann, Freiligrath und Hoffmann v. Fallersleben behilflich. In den Jahren 1844 und 1845 erschienen in zwei Bänden seine 'Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder', die erste ausgesprochen wissenschaftliche und noch heute unentbehrliche Ausgabe. Sie enthält rund 370 Lieder aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet, und zwar nur ältere Lieder nach Handschriften vom 15. bis 18. Jahrhundert und nur ausnahmsweise, wo ältere Aufzeichnungen nicht erreichbar waren, einige aus mündlicher Überlieferung. Der vorsichtige Gelehrte traute nicht recht dieser Quelle beständiger Verfälschung. Die mit feinstem Gefühl aus seinem reichen Bestand getroffene Auswahl ordnete er stofflich an: Liebes- und Naturlieder, Balladen, geschichtliche, Reiter- und Landsknechtslieder, Gesellschaftslieder (Fest-, Trink-, Tanz- und Lügenlieder), Lieder auf bestimmte Berufe und schliesslich religiöse Lieder. In dem kurzen bescheidenen Vorwort erklärt er ausdrücklich, weil es damals noch notwendig schien: „Das Ganze ist

weder eine moralische noch eine ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens“. In seinem Nachwort begründete er Auswahl und Anordnung, seine gewissenhafte Textkritik, die Schreibung der mundartlichen Lieder und gibt seine Quellen genau an. Mit dieser wissenschaftlichen Verarbeitung, mit der stofflichen Einteilung, mit dem Verzeichnis der Liedanfänge ist Uhlands Ausgabe Vorbild geworden für alle späteren Liedersammlungen. — Uhlands ‘Abhandlung über die deutschen Volkslieder’ und die umfänglichen, von ausserordentlicher Belesenheit zeugenden, stoffvergleichenden Anmerkungen zur Abhandlung und zur Ausgabe sind erst nach seinem Tode in den ‘Schriften zur Geschichte und Sage’ (dritter und vierter Band, 1866 und 1869) erschienen. Von den geplanten Studien sind nur vier ausgeführt: Sommer und Winter, Fabellieder, Wett- und Wunschlieder, Liebeslieder, die mit Recht als die feinste Blüte seiner Gelehrtentätigkeit bezeichnet wurden. Wenn auch hier deutlich Jakob Grimms romantische Anschauungen durchschimmern, dass die Kämpfe zwischen Sommer und Winter und die Fabellieder auf alte Göttersage und auf ein irrtümlich angenommenes Tierepos zurückgehen, so berührt das nicht den Kern dieser Abhandlungen. Und obwohl Uhland bei seinen Arbeiten und besonders bei diesem ihn so anziehenden Gegenstand nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen dabei war, so erscheint diese warmblütige, fesselnde Darstellung doch durchaus sachlich und überzeugend. Hier hat sich der Dichter mit dem Forscher verbündet, um ein Werk von tiefer Gründlichkeit und innigem Gemüt in einer durch kunstvolle Gliederung und meisterhafte Bewältigung des überreichen Stoffes vollendeten Form zu schaffen, das ohne Beispiel in unserer gelehrten Literatur dasteht<sup>1)</sup>.

Wie Hoffmann v. Fallersleben und Uhland ist auch Karl Simrock ein gelehrter Literarhistoriker, der sich mit Liebe der Volksdichtung zuwandte und zwar ihrem ganzen Umfang nach, freilich nicht mit demselben Erfolg wie Uhland. Bald nach den trefflichen Bearbeitungen deutscher Volksbücher von Uhlands Freund und Dichtergenossen Gustav Schwab (1836) und von Marbach (1838—1847) gab Simrock seine, auf Grund der ältesten Ausgaben erneuerten ‘Deutschen Volksbücher’ (1839—1843) heraus, welche, wie die von Schwab, oft aufgelegt wurden und die Kenntnisse dieser alten Geschichten in den weitesten Kreisen verbreitet haben. Simrock stellte auch das alte Puppenspiel von Faust her und gab es gleichzeitig mit dem Volksbuch (1846) heraus. In dem gleichen Jahre

---

1) Die letzte Ausgabe 1893 in der ‘Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur’. Der erste und zweite Band enthält die Ausgabe; der dritte und vierte Band bringt die Abhandlungen mit den dazu gehörigen Anmerkungen, doch nicht die Anmerkungen zu der Ausgabe. Die gehaltvolle Einleitung von Hermann Fischer wurde oben dankbar verwertet. — Vgl. E. K. Blüml, Briefe von und an Uhland (Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge 1, Heft 5—6).



erschieden 'Die deutschen Sprichwörter', ferner 'Das deutsche Kinderbuch' (1848), die erste Sammlung deutscher Kinderlieder und Sprüche, 'Die geschichtlichen deutschen Sagen' (1850), welche nur erzählende Gedichte aus Stoffen von Volks- und Heldensagen von bekannten Dichtern und vom Herausgeber selbst bringen, und die aus dem Volksmund geschöpften 'Deutschen Volkslieder' (1851), 'Das deutsche Rätselbuch' mit Nachlesen (1850—1863), wofür Simrock handschriftliche Sammlungen Müllenhoffs verwerten konnte, schliesslich 'Deutsche Weihnachtslieder' (1859) und 'Deutsche Märchen' (1864).

Der erste, der im Sinne von Jakob Grimm eine Darstellung deutscher Sitten und Festbräuche versuchte, war Fr. A. Reimann. Sein Werk 'Deutsche Volksfeste im 19. Jahrhundert' (1839), Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung der Feier, von dem nur der erste Band erschien, ist heute noch gut zu verwerten, da der Verfasser auf Grund von sorgfältig verzeichneten Quellen Bräuche und Feste schildert, die längst verschwunden sind. Ende der vierziger Jahre erschien ein merkwürdiges, mehrbändiges Sammelwerk 'Das Kloster', eine kritiklose Anhäufung von Abdrücken und von Mitteilungen nach dem Volksmunde, wovon drei Bände Volksüberlieferungen bieten: 'Die gute, alte Zeit' nach handschriftlichen Sammlungen von Reinöhl und der 'Festkalender', sowie 'Sitten und Gebräuche' von F. Nork. Die landschaftlichen Sagen und Märchensammlungen der vierziger und fünfziger Jahre nehmen auch Sitten, Bräuche und Volksmeinungen auf<sup>1)</sup>. Den Weg dazu hat A. Kuhn gewiesen in seinen 'Märkischen Sagen und Märchen' (1843) und in den mit seinem Schwager W. Schwartz herausgegebenen 'Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen' (1848). In der Vorrede dazu bezeichnen die Herausgeber als ihr letztes Ziel, alles was an Sagen und Gebräuchen noch lebendig war, zu sammeln, um so Quellen für die Darstellung der Geschichte des Volksglaubens von den ältesten Zeiten herab, zu gewinnen. Bei der Anordnung erschien es ihnen am zweckmässigsten, die Sagen der verschiedenen Stämme beisammen zu lassen, und nur bei den Bräuchen die stoffliche Einteilung beizubehalten. Sie haben sich vorzugsweise an die niederen Stände gewendet, da bei diesen die Sage sich in einer oft bewunderungswürdigen Reinheit fortpflanzt. „Dieselben Wörter und Wendungen gehen hier meist von Geschlecht zu Geschlecht, und man hält mit einer Treue daran fest, dass man oft glauben möchte, alle hätten ihre Erzählung nach einem gemeinsamen Berichte auswendig gelernt“. Sie beschwerten sich über die Poliziverbote und meinen mit Recht, dass das Volk seine wenigen Feste

1) Vgl. Eugen Mogk, Sitte. (In H. Pauls Grundriss der germanischen Philologie 2, 496—499).

als Vereinigungsorte zu gemeinsamen Vergnügen liebe: „sie sind die einzigen Haltpunkte für seine Einheit, und da man bisher nichts Besseres an die Stelle der alten Gebräuche zu setzen wusste, so lasse man sie ihm und suche sie nur von ihren Auswüchsen zu befreien“. Die Feste, Lieder und Sagen „sind das einzige poetische Element im Leben des Landvolkes, und man wird nicht leugnen wollen, dass sie oft einen veredelnden Einfluss auf seine rauhe Derbheit üben“. Die Herausgeber bringen auch bemerkenswerte Aussprüche von Leuten aus dem Volke bei, z. B. von einem Halberstädtischen Bauer: „Der alte Fritz hat die Zwerge verjagt, aber Napoleon hat allen Spuk aus dem Lande vertrieben“. Dieser Sammlung ist ein ausgezeichnetes Sachregister beigegeben, wohl das erste und auf lange hinaus das einzige Beispiel dieser Art.

Karl Müllenhoffs 'Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg' (1845) sind eingeteilt in die Gruppen: Historie von der ältesten bis in die neuere Zeit, Thaumaturgie, Mythologie und Poesie (Märchen, Schwänke, Fabeln, Kinderreime, Rätsel, Segen und Sprüche). Die Lieder, zum grössten Teil erzählende, sind nach ihrem Inhalt unter die Sagen und Märchen eingereiht. Eine schwer gelehrte Einleitung berichtet über die Geschichte der deutschen Volkspoesie und den mythologischen Wert dieser Ausgabe. Am Schluss folgt ein kurzer Aufruf zur Sammlung von Sitten und Bräuchen, der mit seinem enggepackten Reichtum noch heute als Richtschnur dienen kann.

Rasch hintereinander folgen dann ganz ähnliche Sammlungen von E. Sommer 'Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen' (1846), F. Panzers 'Bayerische Sagen und Gebräuche' (1848 und 1853), Ign. V. Zingerles 'Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol' (1859) und Ernst Meiers 'Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben' (1852). Die letztgenannte Sammlung ist nach dem Vorbild der Brüder Grimm in mythische und geschichtliche Sagen eingeteilt; das dritte Buch bringt Sitten, Gebräuche und Volksmeinungen. In der deutlich von Kuhn beeinflussten Vorrede teilt der Verfasser mehreres aus seinem Umgang mit dem Volke mit, das er offen und ehrlich wie eine Kinderseele gefunden hat. Ein künstlich angelegter Eroberungsplan werde bei natürlichen Menschen ohne Erfolg bleiben. Auch Meier wendet sich gegen die Polizeiverbote und gegen das ungerechte Vorgehen der pietistischen Seelsorge. Ein krasses Beispiel von beschränkter Gelehrtheit wird hier mitgeteilt. Ein Grammatiker wollte ihn von dieser Arbeit abhalten, mit dem Einwand, 'die Schwaben besässen ja kein Imperfektum, könnten mithin auch nicht erzählen'!

Für den weiteren Stoffkreis, mit dem sich jetzt die Sammler und Forscher beschäftigen, kommt die sehr zutreffende Bezeichnung Volksüberlieferungen auf. Sie erscheint 1848, wohl zum erstenmal auf dem Titel des Buches von J. F. L. Woeste 'Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark'.

Der grosse, aus dem Geist der Romantik geborene Gedanke der Brüder Grimm von der Einheitlichkeit aller Äusserungen des Volkes und ihrer ununterbrochenen, in immer neuen Formen lebendig bleibenden Entwicklung, bewirkte auch die Vorstellung, dass die von ihnen eingebürgerten, gelehrten Begriffe Mythos, Märchen und Sage, die sich zu scharfen Formen auswuchsen und bald schieden, was sie nur ordnen sollten, einander abgelöst hätten. Aus dem Mythos also seien später Märchen und Sage erwachsen und ihr wahrer Sinn sollte nur durch Rückführung auf ihren mythischen Ursprung zu erfassen sein. Ihr Lieblingsbeispiel dafür war das Märchen vom Dornröschen, welches ihnen als Nachklang des Mythos von Brünhild, Odin und Sigurd erschien. Das haben sie als sicheres Ergebnis in den Anmerkungen zu den Märchen (1856) ausgesprochen<sup>1</sup>). Diese anziehende Auffassung, die mit ihrer werbenden Kraft nachwirkte, wurde von Theodor Benfey erschüttert. In seiner Einleitung zu der Bearbeitung der indischen Märchen- und Fabelsammlung 'Pantschatantra' (1859), die auf lange Zeit das Vorbild für die vergleichende Märchenforschung wurde, zeigte er, dass die germanischen Märchen nicht eine Ausstrahlung der heimischen Göttermythen, sondern wie bei anderen Völkern aus dem Orient eingewandert seien. Indien sei das Quellland, dessen reiche Ströme sich im 11. Jahrhundert über Europa ergossen. Das Verdienst dieser Ausführungen ist die Erkenntnis, dass Märchen, Schwänke, kurze Geschichten frei über die Erde hinwandern. Spätere Untersuchungen haben auch Benfey's Annahme von der Ausbreitung ausländischer Märchen über Asien, Europa und Afrika bestätigt, doch andererseits nachgewiesen, dass diese Wanderungen viel früher begannen und dass nicht nur aus Indien, sondern auch aus Ägypten, dem ältesten Kulturland, aus Griechenland u. a. Märchen nach Westeuropa gedrungen sind, und dass sich auch bei überseeischen Völkern, sogar bei den Ureinwohnern Amerikas zahlreiche verwandte Märchenmotive wiederfinden. Die englischen Anthropologen Tylor, Lang, Frazer haben wieder autochthone Abstammung der Märchen in den verschiedenen Ländern behauptet. Diese gegensätzlichen Anschauungen liessen sich doch miteinander vereinigen. Gewiss ist es, dass indische und sonstige fremde Stoffe die germanische Märchenwelt beeinflusst haben, auch in späteren Zeiten durch die ausgebildete Erzählungstechnik der Orientalen, aber andererseits sind bei allen Völkern so viele Keime zur Mythen- und Märchenbildung gemeinsam, dass sich auch deutsche Märchen, wie Schneewittchen, Goldener, Allerleirauh, das Wasser des Lebens, der Meisterdieb u. a. ganz selbständig entwickelt

1) Märchen 3<sup>3</sup>, 85. — Friedrich Vogt, Dornröschen-Thalia (Beiträge zur Volkskunde, Festschrift Karl Weinhold zum 50 jährigen Doktorjubiläum, dargebracht von der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Breslau 1896) S. 195—237. — H. Hamann, Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm (Berlin 1906).

haben konnten und dass die Ähnlichkeit mit fremden Motiven auch nur aus den allen Völkern gemeinsamen Anschauungen erklärt werden könne. Die Frage, ob allgemein menschliche, gemeinsam indogermanische oder gemeinsam germanische Keime vorliegen, ob die Märchen von Volk zu Volk wandern oder in späterer Zeit aus der Kunstdichtung ins Volk dringen, kann nicht grundsätzlich entschieden, sondern muss bei jedem einzelnen Märchen sorgfältig untersucht werden, wobei man wohl nur selten zu unbedingt sicheren Ergebnissen kommen dürfte<sup>1)</sup>.

Den Grimmschen Märchen am nächsten stehen an Zeit, Güte und Beliebtheit Ludwig Bechsteins Märchenbücher (1846 und 1856), die bis zur Gegenwart immer wieder neu aufgelegt werden. Bechstein, der auch einige Märchen- und Sagensammlungen seiner Heimat Thüringen herausgegeben hat, war der erste, der über die verschiedenen Arten der Volkserzählungen, Mythus, Sage, Märchen und die Nebenformen Fabel und Schwank, die trotz mannigfachen Übergängen und Mischungen in den reinen Typen deutlich voneinander zu scheiden sind, eine grössere theoretisch-geschichtliche Darstellung 'Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewusstsein des deutschen Volkes' (1854 und 1855) geschrieben hat, in welcher er den ganzen damals erreichbaren Stoff zusammenfassend, verarbeitete. In demselben Jahrzehnt sind noch die Märchensammlungen von J. W. Wolf (1845 und 1851), Heinrich Pröhle (1853), E. Meier für Schwaben (1852) und Ignaz und Josef Zingerle für Süddeutschland (1854) erschienen.

Jakob Grimms Mythologie hatte indessen einen sehr eifrigen, doch vielfach dilettantischen Betrieb hervorgerufen, weil viele seiner Nachfahren gerade die unrichtigen Anschauungen ihres Meisters weiterführten und übertrieben. In Bräuchen und Volksmeinungen, in Sagen und Märchen witterte man nun Reste uralten Götterglaubens, die ohne weiteres mit nordischen Mythen zusammengeworfen wurden. Diese verkehrte Auffassung wurde besonders durch Karl Simrocks 'Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen' (1853—55) weit verbreitet, und sie beeinflusst noch heute Dilettanten in schädlichster Weise. In der von J. W. Wolf 1853 begründeten Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde liefen die mythologischen Aufsätze in den gleichen Spuren, doch enthielt sie wertvolle Beiträge über Brauch und Volksglauben aus verschiedenen deutschen Gegenden. Es war das Verdienst dieser Zeitschrift, dass in den nächsten Jahren die Beschäftigung damit einen solchen Aufschwung genommen hatte, dass die reichhaltige, abgerundete Zusammenfassung von A. Wuttke 'Der deutsche Volksaberglaube der Gegen-

1) E. Bethe, Mythus, Sage und Märchen (Hessische Blätter für Volkskunde 4, S. 97 bis 142). — F. v. d. Leyen, Zur Entstehung des Märchens (Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen 113, 249—269. 114 1—14; 115, 1—21. 273—289; 116, 1—24. 282—300).

‘wart’ (1860) möglich wurde<sup>1)</sup>. Der Verfasser, Professor der Theologie in Halle, unterscheidet in der Einleitung und im Schlusswort vorsichtig die christliche und die heidnische Religion von dem Aberglauben und da noch besonders den einheimischen ‘mehr natürlichen’ Volksglauben der ländlichen Schichten von dem ‘widerwärtigen und lächerlichen’ Aberglauben der Gebildeten. Kirche und Schule, mahnt er, sollten nicht alle, besonders nicht die mit der Sitte verwachsenen Volksmeinungen ausrotten. Trotzdem der Verfasser an diesen Stoff als protestantischer Theolog herantrat, ist die Darstellung durchaus sachlich gehalten. Diese, aus Büchern, handschriftlichen Mitteilungen und eigenen Aufzeichnungen des Verfassers geschöpfte übersichtlich geordnete Darstellung wird noch auf lange ‘die reichste Schatzkammer des Volksaberglaubens’ bilden. Spätere verwandte Bücher wie E. L. Rochholz ‘Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit (1. Deutscher Unsterblichkeitsglaube, 2. Altdeutsches Bürgerleben’. 1867) und Ch. Rogges ‘Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch’ (1890) und andere können sich mit Wuttkes abgerundetem Stoffe nicht messen.

W. Schwartz hatte aus seiner Beschäftigung mit Sitten und Sagen erkannt, dass noch zu seiner Zeit im Volke ein reicher mythischer Grundstock vorlag, der Jahrtausende überdauert hat und sich im Kern bei fast allen Völkern findet, welcher also viel älter ist, als der, eine höhere Kultur voraussetzende und nur kurze Zeit währende Glaube an Götter. Diese unanfechtbare Erkenntnis hat er in der Schrift ‘Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum mit Bezug auf Norddeutschland’ (1849) niedergelegt. Er verfolgte diesen Gedanken weiter in zahlreichen Schriften und eröffnete so die Forschungen auf dem Gebiete der niederen Mythologie, wie er diese Anschauungen von niederen mythischen Wesen, den Elben, benennt, im Gegensatz zu der höheren Mythologie, der Götterkunde, die bei den Germanen in den eddischen Dichtungen vertreten ist. Den Ausgang der Elben und Dämonen erblickt er in den Naturerscheinungen, geht aber in seiner Beweisführung insofern willkürlich vor, als er auch bei den jüngsten Sagen mythischen Kern voraussetzt. Schwartz, ferner sein unvergleichlich kritischer vorgehender Schwager Adalbert Kuhn, besonders mit seiner ‘Herabkunft des Feuer- und Göttertrankes’ (1859 bis 1886), sowie der Indogermanist Max Müller, mehr auf sprachlichem Gebiete, sind die Begründer der vergleichenden Mythologie geworden. Schwartz hat durch seinen Nachweis, dass bestimmte Anschauungen ein notwendiger Ausfluss allgemein menschlicher Natur auf ältester Stufe

---

1) Zweite völlig neue Bearbeitung (1869). In der dritten Bearbeitung hat Elard H. Meyer (1900) den Grundstock und die Auffassung dieses Buches nicht angetastet, doch die Belege nach inzwischen erschienenen Sammlungen und nach eigenen Forschungen, besonders aus Südwestdeutschland, reichlich vermehrt und Versehen berichtigt. Mit der Zeit wird natürlich dieser Gegenstand eine völlig neue Darstellung erheischen.

seien, der 'Anthropologie der Naturvölker' (1859—1864) von Theodor Waitz vorgearbeitet. Die Ergebnisse der Werke der von Waitz ausgehenden Ethnographen A. Bastian und des Engländers G. Tylor wurden zur Erhellung der Vergangenheit der Kulturvölker, also namentlich der Deutschen und der Engländer, herangezogen. So entstand eine Völkerkunde, die auch der Volkskunde zugute kommen sollte<sup>1</sup>).

Nach Wolfs Tode führte Wilhelm Mannhardt dessen Zeitschrift bis zu ihrem Eingehen (1859) weiter. Von dilettantischen Versuchen auf dem Gebiete der Märchenmythologie arbeitete er sich allmählich zu einer historisch-philologischen Kritik und zu einem eigenen Standpunkt empor. Er folgte den Bahnen von Kuhn und Schwartz, stellte aber seine Forschungen auf eine breitere und festere Grundlage. Er fand bald, dass Volksglaube und Brauch der Gegenwart ältere und echtere Elemente darbieten als Lied und Märchen. Seinen gross angelegten Plan, einen 'Quellenschatz germanischer Volksüberlieferungen' zu schaffen, verfolgte er mit ganzer Kraft und sicherer Methode. Sein sorgfältig ausgearbeiteter Fragebogen über alle beim Ackerbau gebräuchlichen Sitten und Meinungen wurde in vielen Tausenden über ganz Deutschland und ins Ausland versendet. Er selbst machte weite Reisen, um ein möglichst vollständiges Material zu beschaffen. Seine überaus umfänglichen Sammlungen, die jetzt auf der Königlichen Bibliothek in Berlin liegen, hat er nur zum Teil verarbeitet. In den sechziger und siebziger Jahren erschienen seine wichtigsten Werke, über den 'Roggenwolf und Roggenhund', die 'Korn-dämonen', 'Wald- und Feldkulte'. Er unterscheidet hier verschiedene Schichten der Überlieferung, die ineinander und nebeneinander fliessen, und verfolgt auch die fortwährenden Einflüsse der Um- und Neubildung. Sein ziemlich kühnes und abstraktes System eines Vegetationsdämonenkults hat sich keine Anerkennung verschaffen können. Trotzdem hat Mannhardt Schule gemacht in Deutschland wie in England und dort besonders auf Frazer eingewirkt.

Trotz dieser wertvollen Bestrebungen kam es nicht zu grösseren befriedigenden Ergebnissen. Viel Schweiss geistiger Arbeiter floss vergeblich, viel Kraft wurde zersplittert. Und das ist um so schlimmer, als gerade um die Mitte des 19. Jahrhunderts weite, blühende Gefilde von Volksüberlieferungen durch den heissen Odem der Industrie und grossstädtischer Kultur versengt worden sind. Es ermangelte eines Zusammenschlusses, eines bewährten Führers, einer leitenden Zeitschrift, einer Bezeichnung für den allmählich in der Stille wachsenden Wissenszweig. Ein Name ist nicht immer Schall und Rauch; eine glückliche Bezeichnung kann zu einem Programm werden, zu einer flatternden Fahne, um die

1) Eugen Mogk, Geschichte der germanischen Mythologie (H. Pauls Grundriss der germanischen Philologie 2. Aufl. 3, 238—247. Strassburg 1900). Die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart (ebd. 3, 493—530).

sich die Streiter zu gemeinsamer Arbeit scharen, Streiter, die sonst vereinzelt blieben oder in Beschaulichkeit verharreten.

So geschah es, dass die Engländer uns mit der Ausgestaltung eines besonderen Wissenszweiges, mit einer neuen Bezeichnung und einer gross angelegten Sammeltätigkeit zuvorgekommen sind. In England, wo bereits 1725 durch die 'Antiquitates Vulgares' von H. Bourne<sup>1)</sup> eine ergiebige Quelle erschlossen wurde, hat William John Thoms durch einen in der bekannten Wochenschrift 'The Athenaeum' 1846 erschienenen Aufsatz die Volkskunde in Fluss gebracht. Thoms geht von Jakob Grimms Mythologie aus, die er als Vorbild rühmend empfiehlt, und spricht den Wunsch aus, dass in allen Gegenden Grossbritanniens ein ähnlicher Stoff aufgesammelt und dem Athenaeum eingesendet werde. Hier schlägt er für die älteren, nicht zutreffenden Bezeichnungen 'Popular Antiquities' oder 'Popular Literature' ein neues Wort, 'a good Saxon compound', Folklore vor<sup>2)</sup>. Dieser Aufruf wirkte wie ein Zauberstab; neben reichlichen Einsendungen an diese Zeitschrift entstanden in allen englischen Landschaften von 1850 ab eigene Monographien mit dem Titel 'Folklore'. Zeitschriften und Vereine für Folklore wurden allerdings erst vom Ende der siebziger Jahre ab begründet. Diese Bezeichnung, die also Thoms geschaffen und deren Umfang er begrenzt hat, drang dann zu den übrigen germanischen und den romanischen Völkern. In Deutschland bedienten sich besonders Dilettanten dieses Fremdwortes und nannten sich mit eitlen Stolze 'Folkloristen', damit es gelehrter klinge. Und gerade in Deutschland wurde dieses Wort lange in unrichtiger Bedeutung verwendet, als die Wissenschaft oder die Lehre vom Volke, also gleichgesetzt der Bezeichnung 'Volkskunde'. Folklore bedeutet aber nicht eine Wissenschaft, sondern den Gegenstand, den Stoffkreis einer Wissenschaft, the lore of the people; also sie entspricht unserer Bezeichnung 'Volksüberlieferungen' ganz genau.

Inzwischen ist in Deutschland ein Dichter und Gelehrter aufgetreten, der Aufgaben und Probleme für die Zukunft angedeutet und der Wissenschaft Lösungen vorweggenommen hat, Wilhelm Heinrich Riehl. Er selbst pries Möser als einen Meister und Seher, und zwar den Möser der 'Patriotischen Phantasien'. Das Studium dieses Vorbildes befähigte Riehl, Volksstämme, Stände und Berufe in ihren besonderen Lebensäusserungen zu verfolgen und das Volkstümliche, das Möser entdeckt hatte, sicher zu erfassen. Wie Möser ist auch Riehl in seinem Denken von der Romantik beeinflusst, besonders in der verklärenden Auffassung des Mittelalters. Seine Schriften sind mehr anregend als belehrend. Von Haus aus Journalist, behält er in seinem Stil die Vorzüge und Unarten dieser Zunft bei. Riehl betrachtet das

1) Umgearbeitet von J. Brand 1777, H. Ellis 1813, W. E. Hazlitt 1870.

2) G. Kossinna, Folklore, oben 6, 188—192.

Volk, welches er auf weiten Fusswanderungen kennen und lieben gelernt, sowie in zahlreichen Schriften geschildert hat, als eine plastische Persönlichkeit, als ein harmonisches Kunstwerk. Seine Antithesen sind allerdings überscharf, und seine Sinnbilder für Ideen können der Kritik nicht standhalten. Er will das Land und die Leute ineinanderschauen; eine Verflechtung von Bodengestalt, Geschichte und Menschenart schwebt ihm vor, während heute die Volkskunde das Land um der Leute willen betrachtet. Wie Möser in der Zeit der Aufklärung in politischer Absicht schrieb, so Riehl in der Zeit des beginnenden Liberalismus. Seine 'Naturgeschichte des deutschen Volkes' entstand unter dem Eindruck der Revolution von 1848. Ähnlich wie Möser war er besorgt um die gefährdete Eigentümlichkeit der alten Landschaften und Stände. Da Riehl den Standescharakter am reinsten bei den Bauern gewahrt sieht, so wandte er diesen seine ganze Zuneigung zu, die er freilich in seinen feinsinnigen Schilderungen idealisiert. Sein Herz war bei den 'Mächten des Beharrens', beim Knorrigbodenständigen. Bei seiner geschichtlichen Einsicht konnte er sich der freien Entwicklung nicht entgegenstemmen. Verwirrung und Unverstand der Revolution hat er miterlebt, doch konnte er sie nicht als Unheil ansehen. Seine Anschauung, sein Stil sind ganz anderer Art, als bei den Schriftstellern des Vormärz<sup>1)</sup>. Sein grosses Lebensziel war die Ausbildung einer deutschen Volkskunde. Mit seiner ausgezeichneten Monographie 'Die Pfälzer' (1857), wo die Entstehung dieser mannigfaltigen Stammesart aus den natürlichen, das wirtschaftliche Leben gestaltenden Bedingungen erklärt wird, hat er ein Vorbild für zahlreiche ähnliche Arbeiten geschaffen. Unter seiner Leitung entstand das fünfbändige geographisch-ethnographische Werk 'Bavaria' (1859—1867). In seinem 1858 gehaltenen Vortrag 'Die Volkskunde als Wissenschaft' erscheint zum ersten Male dieses bestimmt von ihm geprägte Wort Volkskunde. Er kann darum auch als der Taufpate dieses jungen Wissenszweiges bezeichnet werden. Der Gehalt dieses Vortrags lässt sich kurz mit seinem eigenen Ausspruch zusammenfassen: „Die Volkskunde selber aber ist gar nicht als Wissenschaft denkbar, solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat.“ Weiters zieht er hier die Grundlinien einer wissenschaftlichen Volkskunde, wie er sie sich vorstellt und wünscht, wie sie aber erst drei Jahrzehnte später verwirklicht werden sollte<sup>2)</sup>. Denn Riehls Bestrebungen wurden in den nächsten Jahren scheinbar vergessen, und das Wort Volkskunde kam erst um 1880 in Gebrauch.

1) E. Gothein, W. H. Riehl (Preussische Jahrbücher 92, 1—27). — R. A. Fritzsche, Justus Möser und W. H. Riehl, Gedanken über Volkskunde (Hessische Blätter für Volkskunde 7, 1—9).

2) Erschienen in den gesammelten Vorträgen: 'Kulturstudien aus drei Jahrhunderten' (1859. — 6. Auflage 1903) S. 225—251.



Eine ganz anders geartete Persönlichkeit war der Weimarer Oberbibliothekar Reinhold Köhler, 'dessen Dasein sich im Engen und Engsten abgespielt, dessen Wissen und Wirken aber die weite Welt umspannt hat'. Trotz seiner ausserordentlichen Fruchtbarkeit ist dieser gründliche und vielbelesene Gelehrte nie ein Schriftsteller geworden, weder dem Umfang noch der Form nach. Reichliche Beiträge zu Märchenausgaben, Hunderte von meist kleineren Aufsätzen, Notizen und Besprechungen liegen von ihm vor. Abgesehen von dem weiter ausgreifenden Vortrag über Art, Entstehung und Verbreitung der europäischen Märchen (1865) und einigen stoffgeschichtlichen Abhandlungen über Griselda, Genoveva und Hirlanda, Eulenspiegel, St. Petrus den Himmelspfortner, die Balladen von der sprechenden Harfe und den eingemauerten Menschen, über die Märchen und Allegorien von Glück und Unglück u. a. sind es meist überaus wertvolle Zusammenstellungen von Parallelen. Dieser 'Doktor Allwissend' war der grösste Kenner von Sagen, Märchen und Schwänken der ganzen Welt, die er in ihren Keimen, Zusammenhängen und Veränderungen gewissenhaft und besonnen verfolgte, indem er nie Hypothesen versuchte, sondern nur unsere Kenntnisse auf diesem Gebiet ungemein vermehrte. Auch über Lieder, Sprüche, Rätsel, Sprichwörter, Volksglaube und Brauch verdanken wir ihm manche fruchtreiche Spende, trotzdem hat er die Bezeichnung Folklore nie angewendet. Dieser rührend bescheidene, uneigennützig Mensch war von einer beispiellosen Hilfsbereitschaft den Forschern aller Nationen gegenüber. Aus der Fülle seiner kleinen Schriften wäre viel verschollen und vergessen worden, hätten sich nicht getreue und dazu berufene Freunde das grosse Verdienst erworben, seinen handschriftlichen Nachlass und seine wichtigsten, an abgelegenen Stellen erschienenen Artikel und Rezensionen herauszugeben<sup>1</sup>).

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an tritt eine überaus rege Tätigkeit auf allen Gebieten der Volksüberlieferung ein. Darstellungen, methodologische und theoretische Schriften, Ausgaben und Sammlungen folgen einander in ununterbrochener Reihe bis zur Gegenwart. Die Gedanken und Ergebnisse Mannhardts wurden in Forschungen über Mythen, Kulte und Sagen fortgeführt. Der bedeutendste von Mannhardts deutschen Schülern, Elard Hugo Meyer ist durch die Bearbeitung der vierten Auflage von Jakob Grimms *Mythologie* (1875—1878) tiefer in diesen Stoff eingedrungen, obschon er hier lediglich die Masse von Zitaten, Andeutungen und Einfällen nach ihren Beziehungen zum Handexemplar in

---

1) Erich Schmidt, Reinhold Köhler; mit einem Verzeichnis seiner Schriften (oben 2, 418—437). — R. Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder, aus seinem handschriftlichen Nachlass, herausgegeben von Johannes Bolte und Erich Schmidt (Berlin 1894). — R. Köhler, Kleinere Schriften 1: Zur Märchenforschung. 2: Zur erzählenden Dichtung des Mittelalters. 3: Zur neueren Literaturgeschichte, Volkskunde und Wortforschung, hg. von J. Bolte (Berlin 1898—1900). Mit reichen Beiträgen des Herausgebers.

Gruppen zu sondern und durch Erläuterungen und Verknüpfungen in einen verständlichen Zusammenhang zu bringen hatte. In seinen eigenen Arbeiten, den 'Indogermanischen Mythen' (1883 und 1887), bildete er das Kuhnsche Periodensystem weiter aus, gewiss beeinflusst von den inzwischen erschienenen religionsgeschichtlichen Schriften Julius Lipperts, wo zum erstenmal Seelenglaube und Kult als Ausgang, und zwar einseitig als einziger Ausgang für Mythenbildungen aufgestellt wird. Meyer nimmt mehrere Schichten an; aus dem Seelenglauben und Totenkult entwickelte sich eine Verehrung der in der Natur erscheinenden Seelen, also Naturdämonen, besonders im Sturm, Gewitter, im Regenbogen und den Gestirnen und eine dritte Schicht, nur denkbar bei Völkern mit Ackerbau und staatlicher Kultur, wo Einzeldämonen zu Göttern werden. Er überschätzte aber den Dämonenglauben und übertrug später diese einseitige Auffassung auf sein Lehrbuch 'Germanische Mythologie' (1891) und auf die für weitere Kreise berechnete 'Mythologie der Germanen' (1903). Was Meyer versäumte, der Mythenbildung der einzelnen Stämme und Landschaften ihr Recht einzuräumen, das wurde von Ludwig Laistner in den 'Nebelsagen' (1879) eingehend durchgeführt, indem er bei den Volkssagen die verschiedenen mythischen Erscheinungen aus der Landschaft erklärte und dadurch deren Zahl vermehrte. In seinem späteren Werke 'Das Rätsel der Sphinx, Grundzüge der Mythengeschichte' (1889), berücksichtigte er auch die aus dem Traumleben erwachsenen Mythen.

In seinen tief eindringenden mythologischen Abhandlungen beschäftigte sich Karl Müllenhoff nur mit höheren Mythen und betrachtete die Helden als gesunkene Götter. Bei den mythischen Quellen ging er mit ebenso strenger Kritik vor wie bei den literarischen Denkmälern, doch seine Schlüsse sind oft allzu kühn. Von Müllenhoff ausgehend, wies Karl Weinhönd in mehreren Einzeldarstellungen, die sich über fünf Jahrzehnte hinziehen, auf die Wichtigkeit der Kulte als Wurzeln für Mythen nachdrücklich hin.

Das beste zusammenfassende Werk über germanische Kulte rührt von Heino Pfannenschmid her, 'Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus mit besonderer Beziehung auf Niedersachsen' (1878). Trotz dieser landschaftlichen Beschränkung auf dem Titel werden hier auch die übrigen deutschen Stämme und germanischen Völker reichlich herangezogen. Der Verfasser selbst schöpfte in seiner Heimat Hannover aus dem Volksmund, dann in Franken, in der Pfalz und in seinem späteren Aufenthalt im Elsass. Handschriftliche Sendungen aus verschiedenen Landschaften, Studien in Archiven und die ihm zur Verfügung stehende Literatur bereicherten seinen Stoff. Pfannenschmid verfolgte hier eine ganz besondere Aufgabe, die Zeit der germanischen Völker in ihrem Übergang vom Heidentum zum Christentum an Beispielen darzulegen, wofür ihm die Erntefeste ihres hohen Alters wegen besonders geeignet

schiene, und hier auch zu zeigen, was die Kirche von heidnischen Bräuchen aufgenommen und was sie ausgeschieden hatte und wie ungemein viel Heidnisches sich in diesen Festen bis zu seiner Zeit noch fortpflanzte, das als unzertrennlicher Begleiter der christlichen Feiertage auftritt. Wie mehrere seiner Vorgänger ist auch Pfannenschmid der Meinung, dass diese weltlichen Belustigungen zur Gesundheit des Volkes gehören, und wünscht, dass sie von der Kirche nicht lieblos abgewiesen und von der Obrigkeit nicht unverständig verfolgt, sondern mit Einsicht geregelt werden mögen. Die begründende Darstellung ist von den umfänglichen Anmerkungen und Ausläufen getrennt; Sach- und Ortsregister, sowie eine genaue Inhaltsübersicht erleichtern die Benützung. Eine wertvolle Ergänzung dazu bilden die Schriften von Ulrich Jahn, 'Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht' (1884) und von Alexander Tille, 'Die Geschichte der deutschen Weihnacht' (1893). Eine ähnliche Aufgabe wie Pfannenschmid, doch nicht so gediegen und beweiskräftig führte der katholische Kirchenhistoriker Joh. Nep. Sepp durch in seinem umfänglichen Werke 'Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssage, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart. Mit durchgreifender Religionsvergleichung' (1890).

An allgemeinen Darstellungen von Festen und Bräuchen ist kein Mangel. Von O. v. Reinsberg-Düringsfelds unkritischer bunter Darstellung 'Das festliche Jahr der germanischen Völker' (1863)<sup>1)</sup> über die anziehende und in gutem Sinne volkstümliche Schrift von Julius Lippert, 'Deutsche Festbräuche' (1884) und die Preisschrift von Rolfs 'Unsere Volksfeste' (1896) bis zu der jüngsten Erscheinung 'Feste und Spiele des deutschen Landvolkes' von E. Kück und H. Sohnrey (1909). Doch diese und andere verwandte Darstellungen beanspruchen keinen wissenschaftlichen Wert.

Während vor dem Sagenbuch der Brüder Grimm nur ungefähr ein Dutzend Sagensammlungen erschienen, folgten von 1816—1830 mehr als fünfzig und nach dem Erscheinen von Jakob Grimms Mythologie in dem Jahrfünft bis 1840 allein wiederum ungefähr fünfzig, und von da ab bis zur Gegenwart ein halbes Tausend deutscher Sagensammlungen. Wie in den vierziger und fünfziger Jahren, so bringen auch jüngere Sagensammlungen nebenbei Bräuche und Volksmeinungen, so die beiden Ausgaben von A. Birlinger für Schwaben (1861 und 1873f.) und Karl Bartsch für Mecklenburg (1879), später Karl Reiser für das Allgäu (1895) und J. A. Heyl für Tirol (1897). Erwähnenswert wegen des reichen Bestandes oder wertvoller wissenschaftlicher Beigaben wären noch

1) Der ungenannte Verfasser der Neubearbeitung (1907) behält den völlig veralteten Text bei und fügt nur ganz äusserlich einiges Neue hinzu.

J. W. Wolf für Hessen (1853), Georg Schambach und Wilh. Müller für Niedersachsen (1855), Ignaz Zingerle für Tirol (1859, zweite vermehrte Auflage 1891), drei Bücher von H. Pröhle für den Harz (1854—1886), August Stöber für das Elsass (1852, wozu erst Kurt Mündel in der zweiten vermehrten Auflage [1892 bis 1896] Quellen und Nachweisungen hinzufügte), schliesslich die Sagenbücher des Preussischen Staates (1871) und des Königreichs Sachsen (1874) von J. E. Grässe.

Prag.

(Schluss folgt.)

## Volkslieder aus Tirol.

Gesammelt von † Adolf Dörler.

(Vgl. oben S. 36—44.)

### 14. Erlebnisse des Senners Klaus.

1. Kimm i hear ü barn Brennar,  
Bin a schmutziger Sennar,  
Hun a Bartl wie a Goass.  
Madl, mögst nit a wissn, wie i hoass?

2. Hoassn tue i Klaus,  
In Buggl hun i a Laus,  
Dö Laus hät mi bissn,  
Hät mir an groassn Schlempl aussar grissn.

3. Kimm i hear vu Trins,  
Hun i wölln håbn vu sechs Bätzn in Zins,  
Hun i wölln 's Kapital a no håbn,  
Håbn s' mi bein Doarf ausgschlågn.

4. Kimm i hear vu Bamkirchn,  
Do tian sechs Weber wirchn,  
Håbn Schnoatling [Anschnitte von Sägebäumen] einträgn,  
Und mit Drämmel [Stämmen] håbn se 's Zuig gschlågn!  
Madl, mögst nit a a sölla Brustigfleckl håbn?

5. Kimm i hear vu der Haller Au,  
Hät a Weibele die Knödl ungmächt mit ar Hau,  
Mit an Knoschen [Holzschuh] hät sies eini gmächt! —  
Hun i decht gelächt.

6. Kimm i hear åft an Georgn,  
Do hun i 300 Guldn z' erb'n;

Die hålbn hun i verlumpt, die hålbn versoffn,  
Die hålbn hun i schien Gitschnen gschenkt;  
Zelm hun is gâr z'n ergstn troffn<sup>1)</sup>.

7. In ändern Tåg war mers hålt a schieni gângen,  
Hätt i gsoltt Hennen hüetn, so wâr i nix kânn,  
Hun i gnommen an Knüttl, an dickn und an lîngen;  
Teüxl, is dear Huhn vu der Henn dervun gângen!

8. In ändern Tag drau, war mers a schieni gângen;  
Hätt i gsoltt Hennen greifen, so wâr i nix kânn.  
Hun i oane derwuschn bein ar Griti;  
De Henna håt unghebt ze tien und ze schreidn,  
Do hun is denkt: Nâr lâsch es bleibn!

9. Kimm i hear vu Keara,  
Do singen die Leut hintern Hears [Geistlichen],  
Do håbns mi ungestellt a Böckl ze schneidn;  
Dôs Ding håt mi unghebt ze derloadn  
Und an der Lescht gâr nit meahr z' freudn.

10. Kimm i hear zun Tonigstöcklan,  
Begegnet mir an âlts Weibele mit an Böcklan.  
Des Böcklan håt unghebt ze bachelen und ze soachn,  
Dass mer hatt kinnen hundred Elln Tuech bloachn.  
Nâchar is no a Lackn übrig geblieb'n,  
Dass 's hatt an Stâmpf und a Mühli dertrieb'n.

### 15. Mein Häusl.

1. Jetz, Gitsche [Mädchen], ietz werd i  
Von mein Häusl die Wâhrheit sâgn;  
Wenn d' es mir nit glabst,  
Kânnst an lustign Buebn frâgn.

2. Mei Häusl ist so nett und angenehm gebaut;  
Das Dach ist von ar âlten Gitschenhaut,  
Der Kamin ist von ar âlten Ruebn,  
Dianal, du mâgst glaubn, du bekommst gwiss an âlten Buebn.

3. Die Tür ist von ar lârchenan Rindn,  
Die hått i bâld ângschürt mit Tabak ânzündn.  
Hinter der Stubntür  
Ist a Kâtznshwoaf stâtt an Riegl vûr.

4. Hinter der Ofnbânk  
Liegt a toati Maus krânk,  
Der Groassknecht muess sie kuriern,  
Und die Kuchldirn muess sie aufs Labl [Abort] fûhrn.

5. Die Ofnhöhla ist a saggrisch weit,  
Do håt Plätz a pââr Leut;

1) Damit hab ichs gar am besten getroffen.

Des tuet 'n Knecht und der Dirn taugn,  
Do lāsst gār die Dirn in Knecht atie [manchmal] die  
Knie unschaugn.

6. Der Ofn ist a saggrisch hoh,  
Brauchet a Loater zun steign auf und o,  
Åber des Dianal lāsst si lei nit derschreckn,  
Des kimmt ihr oft wohl, Kindsblachelen ze-drockn.

### 16. Das zerbrochne Häusl.

1. O Leuteln, wās i ietz derfährn,  
Des könnts enk bildn nit ein,  
Die Dürftigkeit dārfts nit spårn,  
Wie's bei meiner Wirtschāft tuet sein:

2. Mei Häusl steacht drobn auf der  
Leitn,  
Bin a koa Stund sicher derbei,  
Obs mir nit oher tuet reitn [rutschen],  
Und Spreitz hāts a schun zwoa drei.

3. Die Haustür ist freilich derbrochn,  
Seit's baut woarn ist, ist's hālt soviel  
lång,  
Auf 'n Heard kunn i a nimmer kochn,  
Drum fällt mir jetzt alles zusāmm.

4. Die Stubn, die muess i mir ziern,  
Wenn i amāl selber derhoam,  
'n Ofen muess i a no aufführn,  
Hāb freilich koan Kälch und koan Loam.

5. Die Stüehl und die Bānk und die  
Sāchn  
Toan Referenz voar anānd māchn,  
Und wenn mer bein Fenster geacht vir,  
So siecht mer krād 's bloasse Pāpier.

6. Wenn i mei Diandl in Keller tue  
fährn,  
So ist si glei kāmnen und hāt zu mir  
gsëit;  
Dass es gār nit kunn ausser studiern,  
Wās es bei dear Wirtschaft ietz trëit.

7. Auf der Tāfel stiehn drei Metz  
Rüabn,  
Sein de no nit sicher voar 'n Diebn,  
Und unter die Mauern herum,  
Dā hābn die Māus ihrn Sprung.  
(Oder: Do springen die Māus umedum.)

8. Und in Speisgwölm ist's grād wie  
in Keller,  
Und der Geldbeutel tuet āllweil an  
Scheller,  
Und die Kistn sein ālle so rein,  
Wie die Kinder in der Unschuld tien  
sein.

9. Die Kummer [Kammer], de tuet  
no ālls ziern,  
Es tuet freili a wieg Schnea eini  
fährn,  
Weil fāst nicht(s) mehr beianānd hāngt,  
Ist der Strohsäck gānz faul bei der  
Wānd.

10. Der Tennen, ālls derbrochn,  
Es ist hālt ālls soviel ālt,  
'n Heustock ist a nimmer ums Lāchn,  
Er woass a koa Stund, wenn er fällt.

11. Mit Schleglen [Butter rühren] dearf  
si oane nit plāgn,  
Kuehstāll hāt koaner koan Bodn;  
Se muess si hālt drauf verstiehn  
Und melchen zu ānder Leut giehn.

12. Und wenn i mein Dianal die Feldung  
tue zoagn,  
Wo unsre Feldung tuet stiehn,  
So muess se mit mir ins Boarn  
Und Poln und Sachsn und Wien.

13. Dā gibt's Acker wohl a gānze  
Renkn  
Und Mahder wohl a gānze Flenkn,  
Und essn kunn oane krād gnueg,  
Wenn oane nu 's Kochn dertuet,  
Und kochn kunn oane krād gnueg,  
Wenn oane nu 's Essn dertuet.

**17. Bettlerlied.**

1. In meiner Stubn  
Do geiht der Hm, Hm, Hm,  
In meiner Stubn,  
Do geiht der Wind.

2. War fäst derfroarn  
Mit Weib und Kind.

3. I geah bettlen,  
Und du geahst mit.

4. I nimm 'n Bettelsäck  
Und du 'n Koarb.

5. I geah ins Dörfli ein  
Und du in d' Städt.

6. I bitt a Stückl Broat,  
Und du an Loab.

7. I såg: Vergelt's Gott,  
Und du sågst Dänk.

8. I kimm in Himmel,  
Und du in d' Höll.

9. I bin a hälber Närr,  
Und du a gänzer.

10. I tue gern fluechn,  
Und du tuest hm, hm, hm,  
Ich tue gern fluechn,  
Und du no lieber.

**18. I und mei Alte.**

1. I und mei Älte alloan  
Håbn in Dächbodn a Kammerl alloan,  
Do håbn mer hålt ållm a Gfrett,  
Weil mer håbn mitsåmmen a Bett.

2. Und wie si hålt 's Mandl umkeahrt,  
Liegst di Älte schun aussn auf der Eard:  
Åber Älte, bleib liegn und sei stad!  
Jetz håt si auf oamål die Weltkugl draht.

**19. Lustig ists Buebnebn.**

1. Lustig ists Buebnebn,  
Derfn koa Steuer nit gebn,  
Derfn koa Geld nit zåhln,  
Weil mer koans håbn.

2. Lustig ists Bue sein,  
Voaraus bein Lånd,  
Wenn oar amål schlüpft,  
Håt er glei wieder Stånd.

3. Lustig ists Bue sein,  
I tauschat mit koan Hearnn,  
Wenn mi 's Bue sein nimmer freut,  
Kunn i Frøhmesser wearn.

4. Wenn i Frøhmesser bin,  
Kunn i Beicht hearn a;  
Wenn a feins Dienal kimmt,  
Kunn i 's absolviern a.

**20. Das wåhlerische Mådchen<sup>1)</sup>.**

1. Ich hab einst ein Mådchen ge-  
hört,  
Die hat sich am meisten beschwert,  
Sie hat alles durchkritisiert,  
Die Månner im Lieben probiert.

2. Es war ihr fast keiner nit recht,  
Sie schildert an jeden nit schlecht.  
Drum nenn ich sie alle so dar,  
Und horet gefållig mich an!

1) Vgl. Greinz-Kapferer 2, 70: 'Jatz losts und seids rüabig und fein'.

3. Der Vincenz, der macht ihr zu  
 viel Gräm,  
 Der Siegmund tut z' einfältig gehn,  
 Der Schorsch, der ist ihr zu fromm,  
 Der Lipl viel z' dalket und z' dumm,

4. Der Nazl geht z' wenig nach der  
 Mod,  
 Der Heinrich ist blass wie der Tod,  
 Der Rochus hat Augen wie a Drach,  
 Der Wilhelm zu viel Ausländersprach,

5. Der Ludwig, der schnupft zu viel  
 Tabak,  
 Beim Loisl gehts bums auf das Gnack,  
 Dem Karl gings gerne zu,  
 Der kriegt halt die andern genug.

6. Vom Gottfried das Köstl ist ihr  
 z' schwach,  
 Beim Florl ist s Feuer im Dach,  
 Beim Tonl gehts allweil verkehrt,  
 Der Hansl ghört unter den Herd,

7. Der Fritz hat z' viel Feuer im  
 Blut,  
 Dem Ulrich wird öfters nit gut,  
 Der Konrad ist ihr zu faul,  
 Der Michl hat 's Hölzl im Maul,

8. Der Dominikus geht zu wenig zu  
 der Gailn,  
 Der Elias zuckt ihr die Feign,  
 Der Gabriel wankelt wie a Jud,  
 Der Wenzl greift z' oft auf den Hut,

9. Der Ferdinand hat z' wenig in Blech,  
 Vom Seppl kriegts alle Tag Schläg,  
 Den Ludwig, den möchts weiter nit,  
 Der gibt Tag und Nacht nie koan Fried,

10. Der Anderl ist gschreckig wie a  
 Ross,  
 Beim Wastl ist die Gurgl viel z' nass,  
 Der Christoph, der ist ihr zu gross,  
 Der Valentin schnarcht wie a Ross,

11. Der Nikolaus, der ist ihr zu klein,  
 Der Poldl ist gar wie a Stein,  
 Der Jakob, der ist wie a Stock,  
 Der Lazarus stinkt wie a Bock,

12. Der Simon, der ist ihr zu keusch,  
 Der Eduard z' mager im Fleisch,  
 Der Petrus, der hat ja an Glatz,  
 Der Quirin ist falsch wie a Katz.

13. Jetzt hab ich sie alle benennt,  
 Damit ihr die Mädchen erkennt,  
 Wie zärtlich im Leben sie sind,  
 Bis eine an Liebhaber findt.

14. Ists Madl ein wenig noch jung,  
 Sucht sie unter die Mannsbilder um,  
 Sie braucht bei a vierzig gewiss,  
 Bis einer ihr anständig ist;

15. Ists Madl amal a dreissig Jahr,  
 Und sei der Bue gar hundert Jahr,  
 Und wens auch der Teufel selbst wär,  
 So müsst er als Bräutigam her.

## 21. Die zehn Alter des Menschen<sup>1)</sup>.

1. Wie sehr wird euch dies Lied gefallen,  
 Von zeh'n bis hundert angeführt,  
 Und in diesen Zehent allen  
 ∴ Das Menschenalter expliziert ∴

2. Was ist der Mensch dann? Ein Meisterstück aus  
 Schöpfers Händen,  
 An Körper schwach, an Weisheit blind;  
 Mit seinen Gaben und Talenten  
 Ist er bis zeh'n Jahr ein Kind.

1) Vgl. über die menschlichen Altersstufen oben 15, 399 und 17, 16.



3. Dann bis 20: Ist er ein unerfahner Jüngling,  
Der alles wissen und können will.  
Dann kommt die Lieb, macht ihn zum Dümmling,  
Verdirbt sein ganzes Lebensziel.

4. Dann bis 30: Ist er ein Mann aus vollen Kräften,  
Und die Vernunft tritt wirklich ein;  
Ist er nun glücklich in Geschäften,  
So kann er sich des Lebens freun.

5. Dann bis 40: Das ist die schönste Lebensstufe,  
Er schaut dem Reichtum in den Schoss;  
Ist er nun glücklich im Berufe,  
So ist beneidenswert sein Los.

6. Dann bis 50: Umschlungen vom Familienkreise,  
Wo er als Vater sich erblickt;  
Dann steht er still in seiner Reise  
Und lebt zufrieden und beglückt.

7. Dann bis 60: Da sieht man schon im Angesichte,  
Dass das Alter fängt nun an,  
Er genießt die süßen Früchte  
Von dem, was Guts er einst getan.

8. Dann bis 70: Lebt er in seiner Eignen Mitte  
Und freut sich immer noch als Greis  
Und wirft erziehungsvoll die Blicke  
Zurück auf seine Lebensweis.

9. Dann bis 80: Da geht die Weisheit wiederum zu  
Grunde,  
Er bittet täglich Gott den Herrn  
Um eine frohe Abschiedsstunde  
Und lebt noch immer herzlich gern.

10. Dann bis 90: Ist er, was er einst gewesen,  
Ein Kind, doch andern nur zum Spott,  
Da sind die Worte auserlesen,  
Er lebt bis hundert Jahr vor Gott.

11. Dann bis 100: Dies Los ist wenigen beschieden,  
Drum lebet allzeit gut und fromm!  
Dann bringt es euch die süßen Früchte  
Hinüber ins Elysium.

## 22. Kinderreime.

1. Hott, mei Rössl, hott, mei Braun,  
Morgn toan mer Häber einbaun,  
Hott, mei Rössl, hott,  
Mir reitn in die Städt,  
Wo die grosse Bäurin ist,  
An drei Dutzend Knödl frisst.  
Hott, mei Rössl, hott,  
Mir reitn in die Städt.

2. Zottl, zott, mei Rössl mein,  
Wenn mer kloan und winzig sein,  
Wenn mer grösser wearn,  
Reit' mer mit die Hearrn,  
Wenn mer uns nit traun,  
Reit' mer mit die Fraun.  
Fraun reitn übern Bäch,  
I und 's NN hintn näch.

3. Heia dutscha rutscha,  
Kaf mer a silberne Gutscha,  
Kaf mer a Gutscha  
Und sechs Schimml drun,  
Dass i und mei Buebl fährt kunn.  
Jetz müess mer no a Rössl bschlägn

Und dermit auf Hälli (Hall) fährt,  
Um a Massl Meahl,  
Um a Massl Sälz,  
Um a Massl Fisslkern,  
Die frisst 's Rössl a soviel gern.

### 23 bis 30. Sternsinger- oder Klöpfellieder<sup>1)</sup>.

#### 23.

1. 'Stumpfater Besn,  
Wö bische gewesen?'  
'An Himmelreich öbn'.  
'Wäs tänd [tun] se denn öbn?'

2. „Die Englang tänd singen,  
Die Müttergöttes tüet spinnen,  
Die Hiachlang [Hirtlein] tänd bläsen,  
Die Schaflang tänd gräsen.“

3. Wenn die Schlüsselang klingen,  
Wearn s' ins bald uane Kloaperlang [gedörnte Äpfel und Birnen] bringen,  
Wenn die Spridelang [Holzscheite] krächen,  
Wearn s' ins bald uane Kiachlang [Küchel] hear bächen.

(Zell am Ziller.)

#### 24.

1. 'Jetz, Joggl, steah gschwind auf,  
Schloif aussar vun Nest,  
Und boat [warte] decht nit völlig  
Gâr ällweil auf d' Lescht!

5. 'Dü wearst müssen fölg,  
Wenn ich eppas säg.  
Geah schaug, wie 's liecht ist,  
Ist schun umedum Täg!'

2. 'I hun di jo schun  
A zwoa dreimäl geweckt.  
Jetz nimm i äft 's Rüetl,  
Wenns Schrein nit kleckt [hilft]!'

6. „Jetz Väter, ietz kimmt mir decht  
vir,  
Der Himmel brinnt o,  
Es ist schun an Engel  
Um d' Brändstauer [milde Gabe für die  
Abgebrannten] do.

3. „Heut, Väter, heut geistets,  
Geit mer gâr nie koan Fried.  
Noat ist nö ietz 's Aufstiehn  
Hält decht amâl nit.

7. „Schau Väter, dort kimmt oar.  
Red dü, frâg 'n, wäs 's ist,  
Äber hält fein höflach  
Redn tüe sist [sonst]!'

4. „Mir hãm ins jo erst  
Nit läng niedergelegt,  
Ist's eppar erst zwölfe?  
Jetz wennis meahr schlägt.“

(Zell am Ziller.)

#### 25.

1. Geahs, lãsst enk derzãhln,  
Wie's mir ietz ach geah:  
I hed [hatte] hält mit Heiratn  
Viel z' fãst an Gneat [zu sehr Eile].

2. Die Zergl verbrennt,  
War noat Strepmpflar awaus,  
Die Krãpfn legts ein  
Wie a trãgende Maus.

1) Diese Lieder variieren dieselben Motive wie die von Weinhold (Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland 1853 S. 399), Hartmann (Oberbayerisches Archiv 34. 1875), Pailler (Weihnachtlieder aus Oberösterreich und Tirol 1881—83), Wackernell (Archiv f. neuere Sprachen 102, 1), Leuwald (ebd. 123, 397), Ulr. Schmid (Walhalla 5, 179), Schlossar u. a. veröffentlichten Weihnachtsgesänge.

3. Es kam mer hält vir,  
Wenn i krâd a Köch [Mus] kochn kunnt,  
Es blieb hält decht wienigar  
Steckn in Schlund.

4. Wenn sie nit so füdisch [spöttisch] war,  
Decht war i froah,  
Mächt se wegn mei nöch hundert Jähr leb'n  
Oder gâr nö a zwoa.

(Zell am Ziller.)

## 26.

1. Geah'ts, lāssts enk derzähl'n  
'n heutign Schei(n)!  
Die Sunnen, weils Nacht ist,  
Kunns decht schier nit sei.

Und schreit, wās sie Kräft hāt,  
Wās giggerihu.

2. Es singen die Vögel  
Vun Meer bis as Tüx,  
Es tänzn die Gäns  
Und kolt (bellt) der Füchs.

6. Ist der Heiland geboren  
Do unt'n an Ställ,  
Wās müss mer gien eppar [denn etwa]  
Bringen amäl?

3. Die Schâf hebn un springen,  
Decht gâr recht verhöllt,  
Sie hebn un tänzn,  
Dass' die Schwänz auf'n schnell't.

7. A nâglnuis Spatl,  
A Bital do drein,  
Des wur hält den Kindl  
Wöhl uständig [passend] sein.

4. Die Gäns hebt un schrein,  
Dass es klumpacht in Haus,  
Und die Hennen de mächens  
Schier nö bos awaus.

8. Des fälschate Kitzl  
Und 's scheckate Lämm,  
Und äft nö dessn Huhn  
Mit 'n zwisign Kâmm.

5. Und äft sitzt si die Graue [Henne]  
Hält recht hint'n u(n)

9. Toll braun presste Knödl  
Und an Pfensar<sup>1)</sup> öben drauf,  
Des gait hält die Bäurin  
n' Jöppl nö auf. (Tuxer Tal.)

## 27.

1. S Liedl is gsungen  
Und s Kreuzarl is gwungen;  
Wear s Kreuzarl nit geit,  
Hät 'n Kreuzerles-Neid.

Jetz kuglt 's Madl  
Übars Roandl abaus.

2. S Liedl is gsungen,  
Dauert nimmar längar,  
Und die Muetter schupft Nudl',  
Die längstn Drümmer.

4. Kimmt der Bua,  
Schau't ihr zua,  
Lächt sie brav aus.

3. S Liedl is gsungen,  
Und 's Gsatzl is aus,

5. Die Nudl auf'n Heard  
Sein in Wässer gebächt!  
Hät der Huhna drein gaget,  
Häts assigar [schmackhafter] gmächt.

## 28.

1. Heut ist die erste Klöpflnäch<sup>2)</sup>,  
O heut is kält.  
Wenn ihr uns ebbes geben wollts,  
O so gebts uns bäl'd!

1) Pfensar = über die Speise gegossenes heisses Schmalz.

2) Vgl. Erk-Böhme 3, 161 nr. 1273.

2. Jetzt hab i hören das Schlüssele klingen,  
 I glaub, man wird uns ebbes bringen,  
 Sei es an Zelten oder a Wurst,  
 Das hilft für 'n Hunger und für 'n Durst.

## 29.

1. Ich tret herein recht knödelfest,  
 Ich grüss den Herrn samt seine Gäst<sup>1)</sup>.  
 Ich grüss den Herrn samt seine Goass,  
 I möcht gern wissn, wie die Hausfrau hoasst.

2. Die Hausfrau hoasst Anna Pfefferkern,  
 Den Weihnachtzelten, den ess i gern,  
 Den Weihnachtzelten, der war schon guet,  
 Wenn mer von die Weinbeern, Mändeln und Zibebn drein tuet.

3. Bin is der Türk und du der Schweizer,  
 Krieg i an Zeltn und du an Kreuzer.  
 Aha, do hun i schun hearn die Schlüsselang klingen,  
 Do wird mir die Bäurin gwiss a vier a fünf Kreuzer bringen.

4. Na, na, do krieg i schun gâr a Stuck Zeltn!  
 (Nun fängt der Sternsinger an zu radeln, d. h. er setzt den  
 goldenen Stern auf dem Stecken in kreisende Bewegung.)  
 Und ietz isch es aus und ietz isch es gâr,  
 Jetz wünsch i dem Bauer a glückseligs neus Jâhr!

5. Und ietz isch es aus und ietz isch es gâr,  
 Jetz wünsch i der Bäurin a glückseligs neus Jâhr!  
 (Ebenso allen anwesenden Familienmitgliedern.)

## 30.

1. Heut, Bauer, sein mer ach amâl do,  
 I wünsch dir nur recht a guets Jâhr;  
 Die Hennen legn a recht toll,  
 Die Gäns, de sein federvoll,  
 Weard 's Bett a schien lind  
 Und auf's Jâhr a schiens Kind.

2. Jo, Bauer, hâst du an schien Stier,  
 Der versieht dir wohl fleissig die Kûeh;  
 Die Kûeh die wearn alle frûeh [kälbern]  
 Do gibts a Milch wâs wie.  
 Die Sau tuet a schiene gleich [gedeiht auch gut],  
 Wearn mer stuenewegs reich.

3. Die Töchter sein woltei z' hoach drun,  
 Hun öfter schun sâgn gheart dervun,  
 Jo de sein lieb und fein,  
 Lâssn Buebn aus und ein.  
 Gâr a zwoa drei  
 Sein âll Nâcht derbei.

1) Vgl. Schlossar S. 41.

4. Jo, Bauer, häst du frische Buebn,  
 De wächsn nett auf wie die Ruebn.  
 Jo, des sein frische Leut,  
 Gehn die Nâcht auf d' Weit,  
 Beim Tåg do liegns hear,  
 Jo, wås willst du no meahr? (Tuxer Tal.)

### 31. Neujahrslied.

1. Merk fleissig auf, mein frommer Christ,  
 Ein guts neus Jahr vorhanden ist,  
 Ein guts neus Jahr kommt auch herein,  
 Wir Menschen sollen fröhlich sein.

2. Das alte Jahr vergangen ist,  
 Wir danken dir, Herr Jesus Christ,  
 Dass uns hast in grob Gefahr  
 So gnädig uns behüt dies Jahr.

3. Wir wünschen dem Herrn Hauswirt im Ehestand  
 Ein guts neus Jahr von Gotteshand,  
 Wie der Hausfrauen alsogleich  
 Ein guts neus Jahr, den gesunden Leib,

4. Wie auch der Jugend sonderheit.  
 Gott Vater der Barmherzigkeit,  
 Gott wird euch geben ein guts neus Jahr,  
 Wie das, was in Gnad uns gewähret war. (Wolfurt.)

### 32. St. Antonius.

Reponsorium zu dem heiligen Antoni von Padua, so zu betten ist, wenn man in Unglück kommet oder was verliert oder gestohlen wird.

Wer Wunder sucht und Zeichen will,	Er vielen wiederbringen tut.
Bei Sankt Antoni findt er viel;	Die Gefahr hört auf, die Not vergeht,
Der Tod, der Irrtum, Aussatz, Not,	Sein Lob in Padua ewig besteht.
Weicht ab von dannen gar geschwind,	Ehr sey dem Vater, Sohn
Wo er Antoni Fürbitt findt.	Und heiligen Geist im höchsten Thron.
Die Kranken werden auch zur Stund,	Heiliger Antoni, du edler Beichtiger, bitt
Da sie ihn bitten, frisch und gesund.	für mich,
Das Meer wird still, die Eisenband	Dass ich der Verheissung Christi teilhaftig
Erbrechen sich ohn alle Hand.	werde durch dich. Amen.
Verlornes Geld, verlornes Gut	

(Aus einer Abschrift eines sog. Gertraudi-Büchels vom Jahre 1504.)

### 33. Abschied vom Leben<sup>1)</sup>.

1. Ach, muss ich denn allein davon	2. Ich tu ein Reis, die niemand weiss;
Und weiss nicht, welche Strassen!	Gott weiss, wie's wird noch gehn.
Ins Grab bin ich gerichtet schon,	Herr Jesu Christ, mein Zuflucht bist,
Die Welt muss ich verlassen.	Mir tröstlich wollst beistehn!

<sup>1)</sup> Vgl. im allgemeinen Blümml, Germanische Totenlieder (Archiv f. Anthropologie n. F. 5, 149—181).

3. Behüt euch Gott, all Freunde mein,  
 Euch Nachbarn und Bekannte,  
 Gevatters auch und Eltern mein  
 Und alle Blutsverwandte!

4. Hab ich was wider euch geredt,  
 Ach, tut mir's doch vergeben,  
 Denkt nicht mehr dran, was ich getan,  
 Wünscht mir das ewig Leben!

5. Ihr Brüder, Freund, die mir lieb sind,  
 Von euch muss ich abscheiden.  
 Gedenket mein, wann ich werd sein  
 Vielleicht dort in dem Leiden!

6. Wann ich werd sein in schwerer Pein,  
 Tut fleissig für mich beten!  
 Ihr werdt den Lohn bekommen rein,  
 Wenn ihr mich werdt erretten.

7. Die hier allda beisammen sein  
 Und mir das Gleit tut geben,  
 Mein Freundschaft und Geschwisteren  
 Und ihr alle Träger eben,

8. Hab ich euch etwas Leids getan,  
 Ach, tut es mir verzeihen!  
 Bet't all-für mich! Glaubts sicherlich,  
 Gott wird euch Gnad verleihen.

9. Ich nimm Urlaub von euch allhier,  
 Ihr Alte und auch Junge,  
 Der Tod hat gwart't vor meiner Tür,  
 Bis er mich hat bekommen.

10. Von allen mein geliebten Freund,  
 Die ich jetzt nur verlasse.  
 Macht euch bereit, gebt mir das Geleit  
 Zu meiner Ruhbett-Strasse!

### 34. Die Hölle.

1. Ei, ei, ei, wie leben jetzt die Leut  
 So lustig und fidel!  
 Kein Mensch denkt an die Ewigkeit,  
 Kein Mensch denkt an die Höll.

2. Ich sah's wohl deutlich bei der Nacht  
 In einem Traum einmal,  
 Ja, Teufel gibt es in der Höll  
 Viel tausend an der Zahl.

3. Beim Höllentor da steht a Wacht,  
 Potz tausend saperament!  
 Der hat ganz feurige Stiefel an,  
 Der Rock der ist verbrennt.

4. Der Stuhl der ist ganz feuerrot,  
 Da sitzt der Teufel drauf.  
 Und kommt aso a Jungfraupost,  
 Macht er das Tor gleich auf.

5. Im ersten Zimmer unten drin  
 Ein Geissbock und ein Scher,  
 Da dacht ich mir beim ersten Blick,  
 Die Schneiderzunft es wär.

6. Ja, Schneider ein ganzes Regiment  
 Dabei sind gross und klein;  
 Ein jedes gstohtne Fleckl brennt,  
 Das ist die Schneiderspein.

7. Im zweiten Zimmer obendrein  
 Gibts Weiber ohne Zahl,  
 Da treibt der Teufel Luzifer  
 Mit ihnen spezial.

8. Der Teufel hat die grösste Furcht  
 Und traut sich nicht daran,  
 Er hängt ein jeder ein Schloss ans Maul,  
 Sie ihn nicht beissen kann.

9. Auch hab ich in der untern Welt  
 Viel Bäcker dort erblickt,  
 Ein Teufel ist dort angestellt,  
 Der sie beständig zwickt.

10. Sie zwicken auch auf dieser Welt  
 Von jedem Laibchen Brot,  
 Drum zwickt sie auch der Teufel dort  
 Für jedes bare Lot.

11. Auch Schuster gibt es in der Höll,  
 Der Teufel schaut nur zu,  
 Da flickt der Meister und der Oberg'sell  
 Dem Teufel die alten Schuh.

12. Hantierer gibt es allerhand,  
 Kurz, jeder Handwerksmann.  
 Der Teufel hat die grösste Freud,  
 Wenn er nur zwicken kann.

**Nachtrag** zu S. 36, nr. 4: 'Als der liebe Gott die Welt erschaffen'; vgl. John Meier zu Grolimund, Volkslieder aus dem Kanton Solothurn 1910 nr. 55. — S. 39 nr. 2: Wie die Braut sein soll. Auch bei Grolimund nr. 51. — S. 41 nr. 5: 'Schenke mir

ein Angedenken' rührt von Cardes her; vgl. John Meier, Kunstlieder im Volksmund nr. 199. — Nr. 6. Dies 'Bruchstück eines Franzosenliedes ist, wie Herr Professor Dr. R. F. Arnold in Wien freundlich mitteilt, die arg verstümmelte 7. und 5. Strophe eines dem Jahre 1813 (nicht 1809) entstammenden, ziemlich langen Gedichtes, das uns dreimal überliefert ist: bei Peternader, Tirols Landes-Verteidigung 2, 54 (15 Strophen), in der Kufsteiner Festschrift 1893 S. 38 (14 Str.) und in F. F. Kohls Echten Tiroler-Liedern S. 251 (nur 4 Str. mit Singweise). Das aus der Gegend von Kufstein oder St. Johann stammende Lied beginnt bei Peternader: 'Jetzt sing ich noch eins, Wenn ich gar nimmer möcht'. Näheres findet sich bei R. F. Arnold und K. Wagner, Achtzehnhundertneun, die politische Lyrik des Kriegsjahres (Wien 1909) S. 439—443. — In dem Trinkliede nr. 9 sind die Strophen 4—5, wie Herr Prof. Dr. John Meier in Basel uns nachweist, von Kobell (Schnaderhüpfn S. 31 nr. 95 und 96) verfasst.

## Kleine Mitteilungen.

### Der Klingelstock der Hirten.

Auf einem Teil des Westerwaldes, namentlich bei den Ortschaften Maxein, Freilingen usw., bedienen sich die Hirten noch heute vereinzelt eines Instrumentes, das im allgemeinen jetzt sehr selten im Gebrauch sein dürfte; es wird die Héck genannt (Fig. 1). Dieselbe besteht aus einem Haselstock von  $\frac{3}{4} m$  und mehr Länge, welcher einen starken Ast aufweist; letzterer wird seiner Spitze beraubt und dann mit Draht an dem Hauptstabe befestigt. In die so gebildete Schlinge hängt man mehrere Eisenringe. Fügen sich nun die Tiere den Anordnungen des Hirten nicht, so rasselt er mit der Héck oder wirft diese nach dem betreffenden Tier. Die Héck ersetzt dem Hirten mithin den sonst üblichen Stab, aber auch den Hund. Der letztere Umstand fällt auf dem armen Westerwald immerhin ins Gewicht.

Auch in Westfalen muss dieses Instrument einst bekannt gewesen sein. Fr. Woeste (Wörterbuch der Westfälischen Mundart) bemerkt nämlich: 'Klinge, f. 1. Hirtenstab mit Ringen, Synonyma Krummelte, Ringelbengel'. Und weiter: Krummelte, f. Hirtenstab (Fürstenb.) Syn. Krümmel (Waldeck). [Vgl. Woeste, Zs. f. dtsh. Mythol. 3, 304 und Grimm, DWb. 5, 1176: Klinge, Klingelstock.]

[In der Mark Brandenburg begegnet die Klimperkeule oder Klimperbüsse in der Hand der Pferdehirten. Das unter Nr. 2 nach einer Photographie von Herrn Dr. K. Brunner abgebildete Exemplar hat Herr W. v. Schulenburg der königl. Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin überwiesen; vgl. seine Beschreibung im Archiv der Brandenburgia 11, 9 f. 100 (1904). Auch Schmidt von Werneuchen erwähnt sie in seinem Gedichte 'Frühlingstag auf der Dorfpfarre' (Calender der Musen und Grazien 1796, 89 = Archiv der Brandenburgia 8, 24. 1891): „Wo der Pferdehirte mit eisernen Ringen am Knüppel | Seiner Heerde gebeut<sup>1)</sup>.“ — Der 'Hirtenstock mit Klingel' ist nach A. Treichel (Zs. f. Ethnologie 21, Verh. 1889, S. 749) auch in Westpreussen und nach Dr. K. Brunner in Litauen üblich. Vom Starnberger See stammt ein im Hamburger Museum für Völker-

1) [Sollten nicht auch die 'wilden Klapperstöcke' in Goethes Erster Walpurgisnacht (1799) hierher zu ziehen sein? „Kommt,“ ruft der heidnische Brockenwächter, „mit Zacken und mit Gabeln | und mit Glut- und Klapperstöcken | lärmten wir bei nächtger Weile.“]

kunde befindliches, anscheinend verkürztes Exemplar aus Weichselholz und Eisen, von dem mir Herr Prof. Dr. K. Hagen freundlichst eine Zeichnung sandte (Fig. 3). In der Schweiz dagegen ist laut Mitteilung von Herrn Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer das Gerät nicht bekannt. — J. B.]

Ferner vermag ich den Klingelstock im skandinavischen Norden nachzuweisen. H. F. Feilberg (Dansk Bondeliv, Köbenhavn 1889, S. 177) bringt eine Abbildung von diesem Werkzeug aus der schwedischen Provinz Schonen (ehemals dänischem Besitze) und gibt dazu folgende Beschreibung: „Ausser dem Horn hatte der Hirte auch einen Ringlestav oder Ranglestock, einen kurzen Stab mit einem dünnern Stock, hier auf dem Bilde (vgl. Fig. 4) von Eisen und festgemacht an der Seite. Auf dem dünnen Stab war eine ganze Reihe rasselnder Eisenringe angebracht. Wenn ein Stück Vieh die Herde verlassen wollte, warf der Hirte den



Fig. 1. Héck  
(Westerwald),  
85 cm lang.

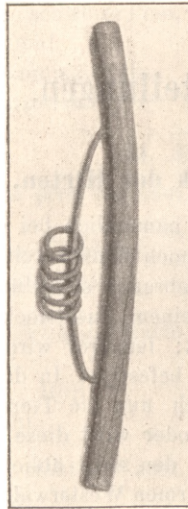


Fig. 2. Klimperküle  
(Mark Brandenburg),  
61 cm lang.

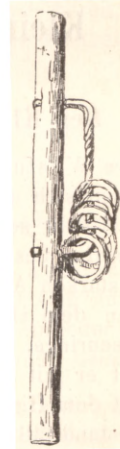


Fig. 3. Vom Starn-  
berger See,  
46 cm lang.



Fig. 4. Ringlestav  
(Schonen).

Stab nach ihm. Das Vieh gehorchte dann ebensogut, als es in unsern Zeiten dem Hunde gehorchte. Es war auch ein starker Lärm, welchen solch ein Stab machen konnte, wenn er dahinsauste (Skattegraveren 6, 95 nr. 85; vgl. das Märchen ebd. 6, 110. Kristensen, Jyske Folkeminder 5, 132).“

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Haselstock ursprünglicher und bedeutsamer ist als der halbeiserne Rasselstock des skandinavischen Nordens, welcher wohl nur aus praktischen Rücksichten später an des ersteren Stelle trat. Als ich einen Mann vom Westerwalde fragte, warum die Héck nur aus einer Haselstaude gemacht würde, meinte er, dieser Stock eigne sich am besten dazu. Das dürfte aber nicht ganz zutreffen, denn die Hainbuche (ebenfalls die Eberesche) ist nach vielen Richtungen hin vorzuziehen. Der Grund liegt tiefer und dürfte sich aus der besondern Bedeutung, welche der Hasel im Volksglauben, vor allen Dingen in bezug auf das Vieh, beigemessen wird, ergeben. Darüber hat sich u. a. K. Weinhold (oben 11, 8ff.) ausführlich verbreitet. Wir dürfen wohl annehmen, dass der Klingelstock in ein hohes Alter hinaufreicht. Jedenfalls wäre es von Interesse, das Vorkommen desselben weiter zu verfolgen.



### Zu dem christlichen Warnungsbriefe.

Eine handwerksmässige Kopie des oben S. 61 beschriebenen Frankfurter Blattes bietet eine um 1860 entstandene kolorierte Neuruppiner Lithographie (21,5 : 27,3 cm), die mein Bruder, Pastor Gotthard Bolte, im Dorfe Briesen bei Cottbus auffand und mir mitteilte. Die Bilder sind schlechter gezeichnet, die Verse durchweg abgeändert.

#### 1. Vorderseite mit der Adresse:

Einen Brief an mich u. Dich  
Laß mich Freund Dir überreichen,  
Lies ihn Dir bedächtlich  
Und beachte seine Zeichen.  
Nicht zur Kurzweil, nicht zum Scherz,  
Nein zum Segen für Dein Herz,

Denn er zeigt im Ueberblick,  
Was da gilt uns Menschen allen,  
Wie wir aus dem höchsten Glück  
In das tiefste Leid gefallen,  
Zeigt den Weg zum Höllenpfluß  
Und den Weg zu Gottes Stuhl.

#### 2. Bild: Adam im Paradiese.

Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde,  
Zum Bilde Gottes schuf er ihn.  
Zu seines Spöpfers [!] Huld und Milde  
Sah er sich Freud u. Wonne blühen.  
Voll Unschuld konnt' er ohne Grauen

Ihm allezeit ins Antlitz schauen.  
Des Paradieses reines Glück  
Stell sich hier dar vor Deinem Blick.  
Der Mensch ein Herr der Creatur  
Empfand hier keines Leidens Spur.

#### 3. Bild: Adam und Eva mit der Schlange.

Ach wider Gottes heil'gen Plan,  
Das Prüfungswort der Liebe,  
Liebt sich im falschen Glückeswahn  
Die Macht bethörte Triebe.

Vom Schlangenswort der Lust versucht,  
Vergällt der Mensch durch ihre Lust  
Sein Glück, sein Herz u. Leben.

#### 4. Bild: Christus am Kreuz, darunter Maria, Johannes und Magdalena.

O Menschenkind, o Menschenkind!  
Sieh hier die Folgen deiner Sünd,  
Du hast den Tod verdient.  
Da zahlet selbst der Herr der Welt  
Sein Blut am Kreuz als Lösegeld,  
Und du wirst Gott versühnet.  
Für solche Liebe deines Herrn  
Sei dankbar stets u. folg ihm gern

Mit liebentflamtem Herzen.  
Wer seinen Geist hier widerstrebt  
Und ohne Scheu der Sünde lebt,  
Der wird sein Heil verscherzen.  
O Menschenkind, o Menschenkind!  
Bedenk dein Heil, verlaß die Sünd,  
Sonst wird dich's ewig schmerzen!

5—7. Ein Menschenpaar in modischer Tracht; doch steht diesmal der Mann (in blauem Rock, einen Cylinderhut unter dem Arm) auf der linken Seite neben dem schmalen Wege, die Dame rechts neben der breiten Pforte.

5. Die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führet, u. wenig sind ihrer die ihn finden. Matth. 7, 14.

Mein Jesu spricht: Der Weg ist schmal,  
Der uns in jenes Leben führet,  
Und deren wenig an der Zahl,  
Die man auf solchem Pfade spüret.  
Laß mich mein Gott bei denen stehen,  
Die mit der kleinen Heerde gehn.

Mein Jesus macht mir offenbar,  
Die Lebenspforte sei sehr enge.  
So reiche mir nur Kräfte dar,  
Daß ich mich bücke, schmiege u. dränge,  
Und mache mich von Sünden frei,  
Damit der Eingang leichte sei.

Wer mir nachfolgen will, der verlägne sich selbst u. nehme sein Kreuz auf sich täglich u. folge mir. Luca Cap. 9. 23—26.

6. Die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführet u. ihrer sind viele die darauf wandeln. Matth. 7. v. 13.

Sagt Jesu Mund, der Weg ist breit,  
 Der Viele zur Verdammniß leitet,  
 Und zeigt er mir die Pforte weit,  
 Durch die man in die Hölle schreite,  
 Ach so bewahre meinen Fuß,  
 Daß er den Abgrund scheuen muß.

Sieht Jesu Auge ihrer viel  
 Auf diesem breiten Wege gehen,  
 So lasse mich ein ander Ziel  
 In meinem Wandel vor mir sehen.  
 Mein Jesus sei mir Pfort und Bahn,  
 Daß ich den Himmel finden kann.

Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut der bleibet in Ewigkeit. 1. Joh. 2. v. 17.

7. O Menschenkind voll Eitelkeit,  
 Was hilft es dir in dieser Zeit,  
 Mit Putz u. Flieder [!] dich zu decken?

Gedenke deiner Sterblichkeit,  
 Und du wirst vor dir selbst erschrecken.

Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.  
 Psalm 90, 12.

9. Unter den halb zu Gerippen verwandelten Menschengestalten steht:

Ein kurzer Schritt ist nur dahin,  
 Wo ich der Würmer Speise bin.  
 Dies will ich stets bedenken  
 Und in der flüchtigen Sterbenszeit  
 Den Blick von Tand u. Eitelkeit  
 Hinweg auf's Ew'ge lenken.

Was nützen Schätze, Putz u. Pracht?  
 Wir haben hier nichts mitgebracht  
 Und werden nichts mitnehmen,  
 Wer das bedenkt in seiner Seel,  
 Der wird die sündig Leibeshöhl  
 Zu putzen sich nur schämen.

10. Bild: Ein Leichnam im Sarge.

O Eitelkeit, o Eitelkeit,  
 Fleuch hin aus meinem Herzen weit,  
 Du sollst mich nicht berücken.

Mit Christi Blutgerechtigkeit,  
 Mit seiner Unschuld Ehrenkleid  
 Will ich die Seele schmücken.

11. Offenbarung Cap. 4. Cap. 7 v. 9 (Darstellung des Himmels).

Hier siehst du, die aus großer Trübsal  
 kommen [1. kamen]  
 Und wuschen ihre Kleider in des Lammes  
 Blut.  
 Geschrieben wurden ihre theuren Namen  
 Ins Buch des Lebens von dem höchsten Gut.  
 Jetzt dürfen sie vor seinem Thron sich  
 weiden

In ewig ungetrübten heil'gen Freuden,  
 In reiner weißer Kleider Pracht,  
 Geschmückt mit Friedenspalmen,  
 In hohe [!] Jubelsalmen  
 Lobpreisen Gottes Gnad' u. Macht,  
 Die sie hiedurch gebracht.  
 O würde dieses unaussprechlich große Heil  
 Durch Jesu Blut auch mir u. dir zu Theil!

12. Offenbarung Cap. 20 v. 10—14 (Darstellung der Hölle).

Thu einen Blick voll Graus hienein  
 In diesen Ort der Flammenpein.  
 Hier siehst du, die im Erdenthal  
 Nach eitlen Dingen nur getrachtet,  
 Die Gnade Gottes frech verachtet.  
 Die flücht'ge Lust trug ew'ge Qual.  
 Hier, wo ihr Feuer nicht erlischt,

Kein Trost das matte Herz erfrischt,  
 Ihr Wurm nicht stirbt, nicht untergeht,  
 Verwünschen sie zu spät, zu spät,  
 Daß sie die Gnad' des Herrn verschmäht.  
 Freund laß mit Zittern uns auf Erden  
 Stets schaffen, daß wir selig werden!

\*

Druck u. Verlag v. F. W. Bergmann in Neu-Ruppin.

Ich reihe noch ein paar Notizen zur Vorgeschichte dieses Bildergedichtes an. Nur aus der kurzen Beschreibung in Drugulins Historischem Bilderatlas 1, nr. 2632 (Leipzig 1863) ward mir ein Vorläufer aus dem 18. Jahrhundert bekannt: „Warnungsbrief gegen die Freuden der Welt. rad. 4<sup>o</sup>. Anonym. Zum Zusammenlegen nach Art eines Briefes. Aussen Adresse an die, so sich der Lust... Warnungsbrief gestellt. Erste Klappe ein Gastmahl, zweite ein Tanz; beim Öffnen derselben erscheinen die Tänzer als Gerippe.“ — Aus dem Anfange des

17. Jahrhunderts stammen zwei Kölner Kupferstiche von Conrad Goltzius, welche Drugulin 1, nr. 2502 und 2503 verzeichnet: „Die Hoffahrt. Ein Klappenbild; unter dem Rocke ein Gerippe und der Sündenfall. Mit Versen. C. Goltzius sc. J. Bussemächer exc. fol. 1) — Die Hoffahrt, durch eine männliche und eine weibliche Figur dargestellt. 2 Klappenbilder. Unter dem Rocke der Frau der Sündenfall, unter den Beinen des Mannes die Vertreibung aus dem Paradiese. Mit Versen. C. Goltzius sc. P. Overradt. exc. fol.“

Man sieht, es reicht die Hauptidee des Warnungsbriefes, die Verwandlung einer blühenden Frauengestalt in ein abschreckendes Gerippe, durch verschiedene Zwischenglieder bis ins 16. Jahrhundert zurück, wo wir bereits ein an die mittelalterlichen Darstellungen der Frau Welt erinnerndes Klappbild fanden.

Berlin.

Johannes Bolte.

### Das Handschriftenarchiv der Deutschen Kommission der Königlichen Preussischen Akademie der Wissenschaften.

„Soviel der Spürgeist unserer Tage aufgraben mag, so wird wohl doch auch für folgende Geschlechter noch genug zu finden, zu sichten, zu bessern bleiben. Und das ist unsern Nachkommen zu gönnen, denn auch sie werden vielleicht oft mehr Wert legen auf das Finden als auf das Gefundene!“ So schrieb 1833 Andreas Schmeller an seinen Freund Hoffmann von Fallersleben, in einer Zeit, da die junge Germanistik ihr Jugendträumen für ernste Arbeit bereits hingegeben hatte: Uhland, Jakob und Wilhelm Grimm und Lachmann, an ihren eigenen Leistungen wachsend, legten damals die Fundamente. Gruben sie in die Tiefe, so forderten die anschwellenden Materialien auch die Arbeit in die Breite. Der literarische Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie von den ältesten Zeiten bis in das 16. Jahrhundert (Berlin 1812), den Friedrich Heinrich von der Hagen im Verein mit Büsching geboten hatte, wurde bald als unzulänglich empfunden. So sehr die Handschriftenkunde dank der Arbeit zahlreicher Forscher wuchs, so dauerte es doch bis zum Jahre 1904, als die neu geschaffene Deutsche Kommission der Preuss. Akademie der Wissenschaften neben anderen Aufgaben sich unter Bürdach und Roethe zur Inventarisierung sämtlicher literarischen Handschriften Deutschlands bis ins 16. Jahrhundert rüsten konnte. „Nur so wird es möglich werden“, so heisst es in ihrem ersten Bericht, „das reich bewegte sprachliche und geistige Leben voll zu erfassen und zu verstehen, aus und in dem sich Humanismus, Reformation und Schriftsprache bei uns entwickelt haben; insbesondere wird nur so ein umfassender Überblick zu gewinnen sein über die erbauliche, wissenschaftliche, technische und Übersetzungsprosa der mächtig ringenden Zeit, die dem Buchdruck unmittelbar vorhergeht. Auch deutsche Handschriften des späteren 16. und 17. Jahrhunderts, sowie die mittel- und neulateinischen Manuskripte Deutschlands sollen berücksichtigt werden, soweit sie Werke von ästhetischem Anspruch, vornehmlich Dichtungen, enthalten.“

1) Etwas ausführlicher beschreibt Merlo, Kölnische Künstler 1895 S. 299 das Blatt: „Die Hoffahrt, eine reich gekleidete Dame mit Pfau. Über dem Haupte: Exterivs picta, svmqve interivs maledicta usw. Hebt man das Kleid in die Höhe, so zeigt sich die untere Hälfte eines Skeletts. Conradus Goltzius sculptor. Johan bussemacher excudebat. Tiefer 20 Zeilen Verse: Die Hohfart jhr selbst wolgefelt usw. Folio.“

Trotz mancher Hemmungen weiss der letzte Bericht (Sitzungsber. der Königl. Preuss. Akademie der Wissensch. 1910, 77) wie seine Vorgänger erfreuliche Ergebnisse zu melden. Nicht weniger als 4000 nach bestimmten Grundsätzen gearbeitete Beschreibungen von Handschriften aus ganz Europa sind dem Handschriftenarchive einverleibt worden. Sie wurden nach verschiedenen Gesichtspunkten — die 1. Abteilung enthält die Eigennamen, die 2. die Anfänge, die 3. Stoffe und Titel, die 4. die Jahreszahlen, die 5. Realien (Wasserzeichen, Wappen u. dgl.), die 6. formale Erscheinungen — auf über 162 000 Zettel verarbeitet. Zahlreiche wissenschaftliche Anfragen konnten vom Archivar positiv beantwortet werden.

Ist dank dieser Sammeltätigkeit manch Erzeugnis der hohen Literatur erst bekannt geworden, so wird es unseren Lesern besonders interessant zu erfahren sein, dass auch zahlreiche bisher gar nicht oder wenig bekannte Materialien für die Geschichte der deutschen Volkskunde aufgespeichert wurden: Volkslieder, Zauber- und Segensprüche, Rätsel und Volksreime usw. Wie in Sammelhandschriften des Mittelalters Wissenschaftliches und Populäres oft bunt durcheinander gewürfelt wurde, mögen zwei Handschriften veranschaulichen.

Die Hds. Ms. allem. 333b der Pariser Nationalbibliothek, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben sein mag, und über deren Provenienz nichts feststeht, bietet in ihren ersten Seiten Bruchstücke verschiedener Heilmittel; daran schliessen sich Wundsegen, Blutsegen, Rosssegen, Brandwundensegen, Wurmsegen, Pestsegen, Segen gegen den Brand, Segen für Pferde, Augensegen in all den verschiedenen Einkleidungen, wie sie Dr. Ebermann in seiner Arbeit über Blutsegen charakterisiert hat. — Noch bunter sieht die Hds. XVI F 3 der Prager Universität aus, deren einstiger Besitzer 1643 einzeichnete: 'Hans Victor Geranß von Libuschin | Gott der heylandt ist mein gewinn.' Eine ernste Abhandlung von des Menschen Vernunft und ihrem Zweck steht am Anfang; dem folgenden Arzneibuch sind angefügt Bemerkungen von der Heilkraft des Geiers, Winke, heil- und zauberkräftiges Öl herzustellen, ferner Blutsegen, Zahnsegen, Segen für Niederkunft — mit lateinischen Bestandteilen —, Anweisungen, sich unsichtbar zu machen, Feuerkugeln herzustellen, Glas zu schmelzen, Bäume zu züchten, Schlösser durch Zauber aufzusperren. Auch der Humor, der so lebendig im Mittelalter quillt, fehlt nicht. Der schalkhafte Schreiber fügt am Schluss zu: 'Item dz ein schloß aufgehet, | So nim ein schlisl vnnd mag auff. | Probatum est.'

Stehen diese Materialien wissenschaftlichen Interessenten ohne Entgelt zur Verfügung, so ist es gewiss, dass dieses grosse nationale Unternehmen nur gedeihen kann, wenn ausser den zahlreichen Beauftragten spontane Mitarbeit Kundiger eintritt. Gern wird der unterzeichnete Archivar die Grundsätze der Inventarisierung mitteilen. Besonders sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, dass schon der Hinweis auf den Privatbesitz solcher Handschriften wichtig ist.

Die Freude am Finden, von der der alte Schmeller sprach, wird auch heute noch lebendig sein, und dass das Gefundene richtig gewertet werde, dafür bürgen die Namen der Leiter des Unternehmens.

Berlin.

Fritz Behrend.

**Armenische Märchen.**

(Vgl. oben S. 74—78.)

**4. Der kluge Zauberer<sup>1)</sup>.**

In einer Stadt lebte ein armer Weber. Dessen Frau ging eines Tages ins Badehaus, und da sah sie, wie eine Zauberin, die am Hofe des Königs angestellt war, von der Badefrau aufs höflichste bedient wurde. Die Frau des Webers wurde neidisch; sie hätte auch gern gesehen, dass man ihr Tücher brachte und sie abrieb; aber weil sie arm war, tat ihr niemand diesen Dienst. Da ging sie verstimmt nach Hause und sagte ihrem Mann: „Du musst auch ein Zauberer werden, damit du reich wirst! Ich will nicht länger arm und verachtet sein.“ Der Mann in seiner Dummheit wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Seine Frau aber kaufte ihm einen neuen, schönen Kaftan und ein grosses Buch und schickte ihn auf die Strasse, nahe beim Badehause. Dort stand er nun und rief mit lauter Stimme aus, er sei ein grosser Zauberer aus fernen Landen und erbiere sich, verlorene Sachen wiederzufinden.

Nun begab es sich, dass ein fremder Fürst, der sich zurzeit in jener Stadt aufhielt, im Badehause einen Ring verloren hatte. Als der den neuen Zauberer rufen hörte, forderte er ihn auf, sein vermisstes Kleinod herbeizuschaffen. Da war der arme Mann in nicht geringer Verlegenheit. Was sollte er tun? Er öffnete das Buch, machte allerlei seltsame Bewegungen, murmelte Unverständliches in seinen Bart, und endlich vernahm man abgerissene Worte: „Haare — zwischen Steinen.“ — Die Diener, die seines Winkes warteten, hatten dieses kaum gehört, so eilten sie ins Badehaus zurück, durchsuchten alle Steinritzen und fanden in einem Winkel den Ring, in Haare gewickelt. Der Fürst belohnte den Zauberer nach Gebühr; seine Diener aber verbreiteten die Kunde durch die ganze Stadt, und alle Leute fürchteten sich vor dem Mann. Wenn nun seine Frau ins Bad ging, eilten alle Dienerinnen, ihr Hilfe zu leisten, und so hatte sie, was sie gewollt.

Einige Zeit danach verlor auch der König einen überaus wertvollen Ring. Da liess er den Zauberer rufen und versprach ihm grossen Lohn. Dieser erbat sich drei Tage Zeit, um in seinem Buche nachzulesen. Dann eilte er hinweg und lief in seiner Ratlosigkeit ganz verzweifelt durch alle Strassen der Stadt. In einer abgelegenen Gasse eilte plötzlich eine Frau auf ihn zu, fiel nieder, umfasste seine Knie und flehte: „O Herr, verrate mich nicht! Ich weiss, warum du kommst; aber höre mich erst an: ich fand den Ring auf dem Hofe des Palastes, und als ich ihn aufgehoben, fürchtete ich mich, ihn abzugeben, denn man würde sagen, ich habe ihn gestohlen. So nahm ich ihn mit. Aber ich war in grosser Angst seinetwegen, und nun bitte ich dich, nimm ihn mit und sage niemand, woher du ihn hast.“ Der Zauberer war übergücklich, auf diese Art den Ring entdeckt zu haben, tat aber klug und sprach bedächtig: „Du hast recht geraten; ich kam soeben, um von dir den Ring zu fordern und dich zur Bestrafung auszuliefern. Aber du dauerst mich, und wenn du tust, was ich dir sage, will ich dich nicht ins Unglück bringen.“ Und nun erkundigte er sich, ob nicht der König einen Hühnerhof habe, und darin vielleicht irgend ein auffälliges Tier. „Eine

1) [Vgl. Grimm, KHM. 98 'Doktor Allwissend'. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 39. 584. Oben 15, 373. 16, 242 (zu Kúnos, Türk. Volksmärchen nr. 33). 17, 333 (Bünker 2) und 341 (Hahn 1. 7).]

lahme Ente, die er sehr liebt,“ erwiderte die Frau. „Nun, so höre! Morgen ganz früh gehst du hin und gibst der Ente den Ring zu schlucken. Dann bist du frei von der Schuld.“ Die Frau war ganz glücklich und versprach, alles genau zu tun.

Als nun am nächsten Tage der Zauberer vor dem Könige erschien, sprach er: „O Herr, du hast einen Hühnerhof voll allerlei Geflügel, und unter diesem befindet sich eine lahme Ente.“ „Woher weiss er das?“ dachte der König verwundert. Der Zauberer fuhr fort: „Diese Ente hat den Ring verschluckt; lass sie schlachten, so wird man ihn finden.“ Der König antwortete: „Die lahme Ente ist mein Liebling. Lasse ich sie nun schlachten und finde den Ring nicht, so lasse ich dich zur Strafe auch schlachten.“ Da kriegte es der Zauberer mit der Angst, schwieg aber und liess sich nichts anmerken. Als man nun die Ente schlachtete, fand sich der Ring. Da war grosse Verwunderung. Der König belohnte den klugen Mann, und alle Leute ehrten ihn und priesen seine grosse Macht. Seine Frau hatte nun gute Tage, und sie lebten fröhlich und vergnügt.

Da geschah es, dass eines Nachts des Königs Schatzhaus ausgeraubt wurde. Der König rief den Zauberer und befahl: „Schaffe mir meinen Schatz herbei, oder du musst sterben!“ Der Zauberer bat um vierzig Tage Bedenkzeit und verlangte vierzig Gänse. Diese brachte er nach Hause und sprach: „Liebe Frau, in vierzig Tagen müssen wir sterben. Wir wollen bis dahin leben, so gut wir können, und jeden Tag eine von diesen Gänsen essen.“ Und so lebten sie dahin und dachten an ihren nahen Tod. — Die Diebe aber, welche den Schatz gestohlen, hatten keine Ruhe, denn sie fürchteten sich vor dem berühmten Zauberer, der schon so manche schwere Aufgabe gelöst hatte. Es waren ihrer vierzig, und der eine sprach: „Ich will mich auf seinem Dach verstecken und hören, was sie im Hause sprechen; so erfahre ich, ob er von uns weiss.“ So tat er, und da hörte er, wie der Mann auf den Hof hinausrief: „Frau, der erste von den Vierzig ist da; schlachte die erste Gans!“ Er meinte den ersten von den 40 Tagen; der Dieb aber dachte an sich und erschrak: „Woher weiss er, dass ich hier bin?“ und eilig entrann er zu seinen Kameraden. Von diesen ging am nächsten Tage ein anderer hin; der hörte den Zauberer rufen: „Der Zweite ist gekommen; schlachte Nr. Zwei!“ So sprach der Mann jeden Tag zu seiner Frau, wenn sie die Gans schlachten sollte. Die Diebe aber, die einer nach dem andern kamen, um es selbst zu hören, fürchteten sich sehr vor dem, was er nun wohl insgeheim gegen sie vorbereite, und als zuletzt, am 40. Tage, ihr Oberster es auch vernommen, versammelte er seine Leute, und sie gingen alle zu dem Zauberer und baten ihn, sie nicht zu verraten; sie wollten ihm das Gestohlene wiedergeben und noch reichen Lohn dazu. Der Zauberer erwiderte: „Vergrab den Schatz hier an dieser Stelle des Berges, so will ich ihn morgen dem Könige zeigen, und ihr werdet straffrei ausgehen.“ Die Diebe waren herzlich froh, dass er sie nicht anzeigen wollte, und taten, wie ihnen geheissen. Der Zauberer aber führte am Morgen des 41. Tages den König an den Platz, wo der Schatz vergraben lag. Der König erschrak vor der Allwissenheit des Zauberers. Er baute ihm ein Schloss, dem seinigen gegenüber, und gab ihm viele Geschenke.

So lebten nun der Zauberer und seine Frau lange Zeit in Ruhe und Frieden. Eines Tages sass er auf dem Divan und schlief; im Traum aber bewegte er die Hände wie früher, wenn er das Weberschifflein hin und her warf. Der König, der eben gegenüber ans Fenster trat, sah seine sonderbaren Bewegungen und rief seine Gemahlin. Diese antwortete: „Verstehst du nicht, was er will? Er winkt uns, zu ihm zu kommen.“ Und beide beschlossen, ihn mit der Ehre ihres Besuches zu erfreuen und hinüber zu gehen. Aber kaum waren sie auf der

Strasse, so stürzte die Decke des Gemaches ein, in dem sie soeben geweilt hatten. Als sie sich von dem Schrecken erholt hatten, riefen sie aus: „Das hat der Zauberer gewusst, und darum hat er uns mit solchem Eifer gewinkt, herauszukommen! O der gute Mann!“ Und in ihres Herzens Freude beschenkten sie ihn über die Massen reich. Der kluge Zauberer aber lebte in Reichtum, Macht und Ehren bis an sein ruhiges Ende, und seine Frau war mit ihm zufrieden.

### 5. Der Habgierige.

In einer Stadt des Ostens lebte ein reicher Mann, der über die Massen habgierig war. Er hatte die üble Gewohnheit angenommen, bei allen Leuten Geldschulden zu machen und bei deren Rückzahlung einen Teil des geliehenen Geldes widerrechtlich zu behalten. So wurde er immer wohlhabender. Die armen Leute, die er derart betrog, konnten nichts dagegen machen, denn er war ein grosser und mächtiger Herr; sie durften nicht einmal wagen, ihm ihr Geld zu weigern, wenn er es als Darlehen forderte. Der Reiche wurde schliesslich so frech, dass er öffentlich prahlte, er habe noch nie eine Schuld richtig zurückbezahlt und werde es auch niemals tun.

Nun wohnte in einem Orte unweit jener Stadt ein vornehmer Mann, der auch sehr reich war, dabei aber rechtschaffen. Er zahlte all seinen Arbeitern ihren Lohn zu rechter Zeit und blieb niemandem etwas schuldig. Er verlangte allerdings von seinen Schuldnern, dass auch sie pünktlich ihrer Verpflichtung nachkamen. Dieser Mann hörte von dem Habgierigen und seiner Prahlerei und nahm sich vor, ihm eine gründliche Lehre zu geben. Er kehrte einst besuchsweise in die Stadt ein, und, wie er erwartet, kam der Habgierige alsbald zu ihm, um Geld zu leihen, und zwar verlangte er 1000 Goldstücke. Der Rechtschaffene tat ihm den Willen, kam aber nach Ablauf der gesetzten Frist, um sein Geld zurückzufordern. Da geriet der Geizige in grosse Verlegenheit. Denn sein Gläubiger war zu reich und mächtig, als dass er hätte wagen dürfen, ihn zu schädigen; wiederum wollte er von seinem bösen Grundsatz nicht lassen, ja er hätte sich geschämt, pünktlich zu zahlen. Schliesslich übergab er dem Boten den Betrag von 1000 Pfund, mit Ausnahme eines Fünf-Parastückes ( $2\frac{1}{2}$  Pf. an Wert). Darauf hatte der andere gewartet. Er schickte sogleich einen seiner Diener und liess die fünf Para fordern. Natürlich vergebens. Da sandte er einen andern Diener hin, und dann wieder einen, und dann noch einen, und so fort den ganzen Tag und alle folgenden Tage. Alle paar Minuten erschien ein Mann am Hofthor, klopfte an und verlangte mit lauter Stimme Einlass, so dass das Volk zusammenlief und ein grosser Tumult entstand; liess er ihn dann vor sich kommen, so forderte jener das Geld für seinen Herrn. So hatte der Geizige keine ruhige Stunde mehr und geriet schliesslich in helle Verzweiflung. Ja, bald mietete sein Gläubiger das gegenüberliegende Haus, um ihn von dort aus noch besser plagen zu können. Es war schliesslich nicht mehr zum Aushalten. Statt sich nun aber durch Zahlung der fünf Para von dem lästigen Forderer zu befreien, besann sich der Habgierige auf eine List, ihn los zu werden. Er liess den Dienern des Fremden sagen, er sei krank. Aber diese drangen bis an sein Lager vor und schrien und verlangten das Geld. Da befahl er, ihnen mitzuteilen, er sei gestorben. Man führte sie in das Zimmer, wo der Sarg stand, und gegen Abend wurde das Begräbnis begangen. Der Gläubiger aber ahnte den Schwindel und sagte: „Gebt acht, ob der uns nicht wieder betrügen will! Er ist gar nicht tot. Ich selbst werde an seine Grabstätte gehen, um mich zu überzeugen.“ Als nun die Nacht kam, schlich er sich in das

Grabgewölbe, verbarg sich im tiefen Schatten und lauerte darauf, dass der neue Sarg sich öffne und der Mann heraussteige, um zu essen oder gar um nach Hause zu gehen.

Indem er dort wartete, kamen zwei Diebe, die von der ganzen Sache nichts wussten, in das Gewölbe, machten Licht und breiteten ihre Beute auf dem Boden aus, die sie hier ungestört zu teilen gedachten. Es war ein reicher Schatz von Gold und Kleinodien. Sie gerieten aber bei der Verteilung in Streit. Als sie sich durchaus nicht einigen konnten, sprach der eine: „Gib acht, wenn ich jenen Toten dort mit einem Schwertschlage mitten durchschneide, so soll jener Teil mein sein!“ Der andere war mit dem Vorschlag zufrieden; sie hoben den losen Sargdeckel ab und wollten den Körper des Reichen herausnehmen und zerhauen. Aber da begann der vermeintliche Tote ganz erbärmlich zu schreien, und hinten aus der Ecke ertönte eine tiefe, heulende Stimme, so dass die Diebe glaubten, böse Geister seien hinter ihnen her, und voller Angst fortliefen, so schnell sie konnten. Und siehe, da trafen sich der Schuldner und sein Gläubiger bei der verlassenen Diebesbeute. Der sprach: „Schäu, schau! Man sagte doch, du wärest tot? Geschwind geh und hole mir meine fünf Para!“ Der andere antwortete: „Warte doch! Sieh, dieser Schatz ist jetzt unser, denn die Diebe haben ihn verlassen. Komm schnell, lass'uns teilen!“ Aber der Gläubiger sprach: „Nicht eher, als bis ich meine fünf Para wieder habe.“ Da bot ihm jener ein Goldstück statt der Kupfermünze, aber er bestand darauf, er wolle nur das, was ihm zukomme. Und als der Schuldner endlich ärgerlich ins Haus ging, um das verlangte Kupferstück zu holen, packte der Gläubiger den ganzen Schatz zusammen, trug ihn heim und sandte einen Diener hinüber, die fünf Para auch noch in Empfang zu nehmen. Der Geizige war rasend vor Zorn. Aber endlich besann er sich, dass ihm eigentlich recht geschehen sei, sagte sich von seinem schlechten Grundsatz los und begann sich auch sonst zu bessern. — [Vgl. Wickram, Werke 3, 368 nr. 23.]

München.

Clara Daniel.

### Die Adventskurrende und die Jutrznia in Masuren.

Es sind nun schon über 40 Jahre verflossen, seit ich wiederholt als Knabe bei meinen Verwandten im masurischen Kreise Sensburg weilte und so die Masuren ziemlich genau kennen lernte. Damals trugen die Männer noch grosse blaue Röcke mit gelben Messingknöpfen und weiss- und rotkarrierte Leinwandwesten, zuweilen auch grobe hohe Filzhüte. Heute erblickt man jene alten Trachten nicht mehr; aber viele Bräuche sind noch in Masuren geblieben, und dazu gehören u. a. auch die Adventskurrende und die Jutrznia (Morgenröte). Beide habe ich mit angesehen, und ich weiss noch recht lebhaft, dass die jüngern Burschen nach der Adventskurrende in das Dorfwirtshaus einkehrten, um dort mehr oder weniger Wodki (Wasserchen) zu trinken. So nennt der Masur den Schnaps.

Ist die Adventszeit da, dann sammeln sich jüngere Leute am Sonntage abends entweder am Schulhause oder an einem andern Hause, zünden Laternen an und ziehen in Begleitung erwachsener Personen singend durch das Dorf, um sich an einem festgesetzten Punkte aufzulösen. Wo eine Kirche vorhanden ist, tritt die Adventskurrende am Schlusse entweder in diese oder vor das Pfarrhaus, wo noch ein feierliches Adventslied gesungen wird. Auf den Dörfern besteht dieser Brauch noch heute, und die Jugend wird dazu angehalten.



Die Jutrznia<sup>1)</sup> trägt schon den Charakter des Christfestes und ist sowohl in einzelnen Kirchen als auch Schulen erhalten geblieben. Ehedem begann sie in der heiligen Nacht bald nach 12 Uhr und setzte sich bis zur Morgenfrühe fort. Da zogen beispielsweise in Passenheim die Bürger der Stadt wiederum durch die Stadt, Adventslieder singend: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und andere. Bald scharten sich Leute aus den Dörfern zu ihnen, immer weiter zogen sie durch die Strassen, bis endlich die Kirche geöffnet und beleuchtet wurde. Gegen 3 Uhr meldete, wie Herr Superintendent Skierlo in Johannesburg berichtet, der Glöckner: „Herr, die Kirche ist voll, sie singen ein Lied nach dem andern.“

Da war es Zeit, zur Feier ins Gotteshaus zu gehen. Freilich, der Geistliche hatte bei der Feier nicht viel zu sprechen, nur hin und her einzugreifen und zu leiten. Die Hauptsache machte die Gemeinde unter Leitung des Kantors. In unserm deutschen Gesangbuch stehen 18 Weihnachtslieder, im polnischen 39, mit denen im Anfang sogar 41, darunter auch Lieder mit eingemischten lateinischen Worten und ursprünglich lateinische Lieder, deren Text neben der polnischen Übersetzung steht, z. B. ‘Puer natus in Bethlehem, in Bethlehem, unde gaudet Jerusalem, Halleluja, Halleluja’. Es steht auch ein kurzes Lied darin mit der Überschrift: Lied der Abc-Schützen bei dem Weihnachtsfrühgottesdienst, ein Lied in vier Chören, wo abwechselnd ein Chor nach dem andern von den Emporen aus seinen Vers anstimmte, bis dann alle Chöre von den Emporen her Umzug durch die Kirche hielten und den letzten Vers vor dem Altar sangen. — Was den Gesängen aber den wesentlichen Reiz gab, war, dass sie zum grossen Teil von ‘Engeln’ gesungen wurden. Welche Freude wars für die Kinder, dass die tüchtigsten die Erlaubnis erhielten, in der Kirche im Engelchor zu singen! Diese hatten über ihre Kleider ein weisses Hemd gezogen, das um die Hüften mit einem farbigen Bande zusammengehalten wurde; auf den Köpfen trugen die Mädchen bunte Papierkränze, die Knaben von buntem Papier gefertigte hohe Kronen; so führten sie Wechselgesänge auf und stellten sich dann vor den Altar, wo sie die Weihnachtsgeschichten vortrugen. Auch pflegten wohl in späterer Zeit Waisenkinder durch Hersagen von Liederversen die Gemüter der Gemeinde zum Mitleid zu bewegen und für eine spätere Gabe an sie willig zu machen.“

Die Sachsengängerei hat nun freilich mit den herkömmlichen Gebräuchen in den Städten aufgeräumt, aber in den Dorfkirchen haben sie sich noch erhalten, und wahrscheinlich noch bis auf fernere Zeit. Nur wird die Jutrznia schon am heiligen Abende gefeiert, statt am ersten Weihnachtsfeiertage bald nach Mitternacht.

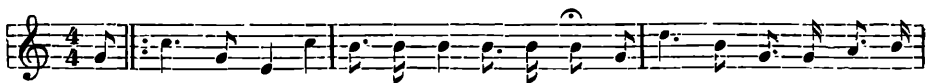
Danzig.

Herrmann Mankowski.

### Zum Liede auf den Reservemann.

Zu den interessanten Ausführungen Joh. Lewalters (oben S. 207f.) möchte ich bemerken, dass mir das Lied vom Reservemann mit einer von der dort aufgezeichneten ganz verschiedenen Melodie bekannt ist, und zwar aus meiner Dienstzeit (1891 ff.) bei den k. und k. Infanterie-Regimentern Nr. 2 und 64, deren deutsche Mannschaft aus Siebenbürger Sachsen der Gebiete von Kronstadt und von Broos besteht.

1) [Über diesen dem im Nordosten Deutschlands verbreiteten Quempas-Singen nachgebildeten Brauch vgl. das oben 19, 122 besprochene Buch von R. Heidrich über die Christnachtfeier 1907 S. 184—188: Polnischer Christnachtsgesang in Adelnau, Kempen und Wilhelmsbrück.]



1. Was glänzt so freund-lich von dem Berg, von dem Berg? Das ist mein lie - bes Hei-mat-Brü-der stossts die Glä-ser zsamm, Glä-ser zsamm! Es le - be der Re - ser - ve-



haus, ja Hei-mat-haus. Ich war Sol-dat und wars so gern, wars so gern, drum ist jetzt mann, Re-ser-ve-mann, der treu ge-dient hat sei-ne Zeit, sei - ne Zeit, dem sei ein



mei - ne Dienst-zeit aus. Drum  
vol - les Glas ge - weih!

Wien.

Robert F. Arnold.

### Der Schäfergruss<sup>1)</sup>.

Wo ich auf meinen Wanderungen im Braunschweiger Lande einen Schäfer traf, hielt ich an und redete mit ihm. In den meisten Fällen fand ich bereitwilliges Entgegenkommen und Eingehen auf meine Fragen. Einer fragte mich sogar eines Tages selbst, ob ich denn den Schapergruss kenne.

Auf meine verneinende Antwort gab er mir als Gruss der Schäfer zwei Rätsel an:

1. Wannehr dregt et Schap de meiste Wulle? (Wenn er de Bock uppe sitt.)
2. Wann is de Schaper ein Schaper? (Wenn e allene bi den Schapen is.)

Danach habe ich alle Schäfer, die ich traf, danach gefragt, aber nur von zweien noch eine Auskunft erhalten. Der eine nannte mir als Schäfergruss:

Buffen, schillen, schaben,  
Fix, geist op en Graben.

Der andere die folgenden, unzweifelhaft alten Reime, die aber etwas verderbt zu sein scheinen:

Ene Bene  
Pitschenrime,  
Ränzel in en Ring,  
De Hunne sind flink.

Patjedach<sup>2)</sup> op en Graben,  
Zug<sup>2)</sup> in de Före [= Furche].  
Patjedach, du sast Wost hebben.  
Ne, nist will ik seggen.

Braunschweig.

Otto Schütte.

1) [Vgl. oben 7, 97. 210. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 1898 S. 150. Beauquier, Blason populaire de Franche-Comté 1897 p. 253.]

2) Namen der Schäferhunde.

## Berichte und Bücheranzeigen.

### Neuere Sagenliteratur.

Endlich scheint sich auf dem Gebiete der Sagenforschung, das in dem letzten Jahrzehnt nur vereinzelte Arbeiten von Bedeutung aufwies, eine regere Tätigkeit zu entfalten. Grössere Sagensammlungen erscheinen, in denen der Stoff gebucht und gesichtet wird; einzelne Sagen werden nach Ursprung und Verbreitung erforscht; Methode und Umfang der zu lösenden Aufgaben werden erörtert.

Um mit dem zuletzt Genannten zu beginnen, so hat kurz nach dem oben 18, 466 angezeigten Handbuche Wehrhans auch Böckel<sup>1)</sup> eine Einführung in die deutsche Volkssage erscheinen lassen, die zwar in Hinsicht auf die Definition der Sage und die Verweise auf wissenschaftliche Arbeiten und auf die Anführung von Varianten<sup>2)</sup> strengere Anforderungen nicht völlig erfüllt, aber ausgebreitete Kenntnis mit poetischem Sinne und warmer Heimatliebe so verbindet, dass eine auf alle Hauptpunkte eingehende, anschauliche und anregende Darstellung entstanden ist. B. unterscheidet bodenständige und Wandersagen und teilt den Stoff in mythische, geschichtliche, Natur-, Zauber- und Schatzsagen, Verhältnis zur Volkssitte und zum Humor, überall Beispiele einflechtend; er zählt die älteren und neueren Sagenquellen auf und fordert eine kritische grosse Sammlung für das ganze deutsche Sprachgebiet. — In eigenartiger Weise verbindet Ranke<sup>3)</sup> Sagenstoff und Erläuterung in dem 4. Teile des von F. v. d. Leyen herausgegebenen Deutschen Sagenbuches. Während die ersten noch nicht erschienenen Bände den Götter-, Helden- und historischen Sagen gewidmet sind, führt der vorliegende die im 19. Jahrhundert aus dem Volksmunde geschöpften Sagen mit Ausschluss der geschichtlichen in einer geschickten Auswahl vor. Die Anordnung ist natürlich eine sachliche: auf die Sagen von der menschlichen Seele (Truden, Hexen, Werwölfe, Tote) folgen die selbständigen Gestalten des Volksglaubens (Zwerge, Wald- und Wassergeister, geheimnisvolle Tiere), Wesen und Ereignisse der Vergangenheit (Riesen, Freveltaten, Schätze, Glocken) und endlich der Teufel. Zwischen diese aus allen Gegenden Deutschlands entlehnten Texte sind kurze Bemerkungen eingeschaltet, die in schlichter und vorsichtiger Weise eine psychologische Erklärung der Entstehung versuchen und sich in die dämmerige Tiefe des so vielen Gebildeten verschlossenen Volksbewusstseins und in den Kindheitszustand der dichtenden Phantasie mit Glück hineinversetzen, ohne gleich etwa in der Art von Henne-Am Rhyn (Die deutsche Volkssage 1879) alles aus einem mythologischen Systeme herzuleiten. Die am Schlusse des Buches folgenden Quellennachweise deuten gelegentlich auch auf gelehrte Arbeiten hin; hübsch veranschaulicht die Einleitung das Wesen der Sage durch einen Vergleich mit dem Märchen: jene verlangt für

1) O. Böckel, Die deutsche Volkssage, übersichtlich dargestellt. Leipzig, Teubner 1909. IV, 162 S. geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt 262).

2) Über die Entstehung von Sagenvariationen vgl. die Bemerkungen von K. Spiegel (Mitt. zur bayer. Volkskunde n. F. 20, 153—158).

3) Fr. Ranke, Die deutschen Volkssagen. München, Beck 1910. XVII, 294 S. geb. 2,50 Mk. (= F. v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch, 4. Teil).

ihren kurzen und sachlichen Bericht unbedingt den Glauben der Zuhörer, dieses will der zeitkürzenden Unterhaltung dienen und schmückt sich mit dichterischen Zutaten; jene lässt der Schuld regelmässig die Strafe folgen, dieses meidet seiner kindlich heiteren Weltanschauung entsprechend tragischen Ausgang. — Den gesamten Sagenvorrat eines ganzen Gebietes, des Königreiches Sachsen, legt uns Meiche<sup>1)</sup> in einer umfänglichen Neubearbeitung von Grässes Sagenschatz (2. Aufl. 1874) vor, die bereits 1903 erschien, auf die wir aber in diesem Zusammenhange zurückkommen wollen. Sie zählt nicht weniger als 1268 Nummern, darunter freilich viele aus älteren Quellen entlehnte, die heut im Volk nicht mehr bekannt sind. Die Anordnung ist auch hier sachlich: Mythische (Seelen, Elben, Dämonen und Götter, Teufel, Wunder, Schätze), geschichtliche (Land, Orte, Familien) und romantische, d. h. literarisch beeinflusste Sagen. Fleissig hat M. den Stoff für weitere Forschungen bereitgelegt, auch nach Möglichkeit unechte Sagen ausgeschieden. — Eine ähnliche Kodifikation hat nun Kühnau<sup>2)</sup> im Auftrage der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde für Schlesien unternommen, wo Weinhold und Kastner wohl diese Arbeit angefangen, aber nicht zu Ende geführt hatten. Er beschränkt sich auf Mittelschlesien, Österreichisch-Schlesien und das Braunauer Ländchen und lässt sowohl Oberschlesien und die durch Haupt bereits bearbeitete Oberlausitz als auch die Breslauer und die Rubezahlsagen beiseite. Wenn trotzdem der die Seelensagen enthaltende Band 658 Nummern bringt, so wird diese Zahl eine Vorstellung von der aufgewandten Mühe wie von der vorhandenen Sagenfülle geben. Die romantischen und die unechten Sagen sind ausgeschieden, die allzu breite Darstellung ist gekürzt, so dass wir nun ein wissenschaftlich zuverlässiges Material vor uns haben, dem K. auch einige Erläuterungen vorausschickt. Dass den Quellen nachweisen sich keine Parallelen beigefügt, wird man nicht tadeln können; in einigen Fällen wäre aber wohl eine Verweisung auf Grimms Märchen am Platze gewesen, so bei Nr. 108 auf 'Brüderchen und Schwesterchen' (Gr. 11), bei 117 auf das 'Fürchten lernen' (Gr. 4), bei 584 auf das 'Tränenkrüglein' (Gr. 109), bei 638 auf das 1. Bruchstück (Grimm 3<sup>3</sup>, 267). Dass in einzelnen Fällen die Forschung noch ältere Quellen ermitteln kann, mag das Beispiel des Ringes im Schädel der Toten<sup>3)</sup> beweisen. — In Vlämisch-Brabant, wo zuerst J. W. Wolf Sagen sammelte, haben zwei bewährte Forscher, A. de Cock und Teirlinck<sup>4)</sup>, im Auftrage der Genter Akademie ein neues Sagenbuch hergestellt, das in Plan und Ausführung von wissenschaftlicher Umsicht zeugt. Von den vier geplanten Gruppen der mythologischen (Zauber-, Geister-, Pflanzen-, Götter-), Teufelssagen, Legenden und historischen Sagen liegen die beiden ersten, 249 Nummern umfassen-

1) A. Meiche, Sagenbuch des Königreiches Sachsen, Leipzig, G. Schönfeld 1903. LVII, 1085 S. 12 Mk.

2) R. Kühnau, Schlesische Sagen 1: Spuk- und Gespenstersagen. Leipzig, Teubner 1910. XXXVIII, 618 S. 8 Mk. (= Schlesiens volkstümliche Überlieferungen hsg. von F. Vogt und Th. Siebs 3, 1).

3) Zu Kühnau Nr. 140 (v. J. 1833) vgl. Harsdörffer, Gesprächspiele 7, 363 (1647) und Mordgeschichte 1649 Nr. 75. Kindermann, Buch der Redlichen 1663 S. 575. Happel, Relationes curiosae 3, 522 (1687). Unterredungen von dem Reiche der Geister 2, 232 (1731). Bräuner, Curiositäten 1737 S. 272. A. v. Arnim, Werke 3, 124. 127 (1840). Baader, Volkssagen aus Baden 1851 Nr. 91. Menzel, Deutsche Dichtung 2, 171 (1875).

4) A. de Cock en Is. Teirlinck, Brabantsch sagenboek 1: Mythologische sagen, Duivelsagen. Gent, A. Siffer 1909. XXXII, 307 S. 4 Fr. (Publ. der K. Vlaamsche Academie voor taal- en letterkunde). — Zum Teufel in der Kirche (nr. 200) vgl. Bolte, Zs. f. vgl. Litgesch. 11, 249; zu dem Teufel und dem seltsamen Vogel (nr. 239) H. Sachs, Schwänke ed. Goetze 3, 33. 5, 9.

den Abteilungen vor, die viel Interessantes bringen; ich nenne z. B. das Lied und Bild des ewigen Juden (nr. 64) und das Verzeichnis der Teufelsnamen (nr. 199). Sehr nützlich sind die Verweise auf deutsche Parallelen und auf wissenschaftliche Forschungen. — Eine vortreffliche Vorarbeit für das Schweizer Gebiet liefert Heinemann<sup>1)</sup> in einer Fortsetzung seiner Bibliographie der Kulturgeschichte und Volkskunde (vgl. oben 17, 357. 18, 232. 471), die bis 1900 reicht, mehrfach aber auch über diesen Termin hinausgreift. Mehr als 100 Seiten füllt die Liste der allgemeinen und kantonalen Sagensammlungen, für die auch ältere Zeitschriften und Kalender ausgebeutet wurden; dann folgen die Artikel über Einzelsagen (Ahasver usw., für Tell nur ein Nachtrag zu Heinemanns Bibliographie von 1907), über Legenden und Märchen. Die Vorrede weist auf ein künftiges gesamtschweizerisches Sagenlesebuch hin.

Neben solcher Sammelarbeit geht die Erforschung der einzelnen Stoffe und Stoffkreise einher. In die Probleme der ältesten Entwicklungsperiode leuchtet eine durch Klarheit und scharfe Formulierung ausgezeichnete Untersuchung von Heusler<sup>2)</sup> hinein. Auf wenigen Blättern unterwirft er die verbreitete Ansicht über die Entstehung der germanischen Heldensage aus geschichtlichen und mythischen Elementen einer strengen Prüfung und zeigt, dass bei der Aufnahme historischer Personen nur deren rein menschliche Konflikte Geltung behielten, dass aber die unpersönlichen Mächte Vaterland und Religion hier im Gegensatz zur französischen Heldendichtung keine Triebkraft hatten und erst bei der späteren Ausstaffierung eine gewisse geschichtliche Haltung hineinkam. Der Kern der Sage ist auch nirgends ein deutbarer Naturmythus, neben den mit phantastischen Motiven ausgestatteten Sagen gibt es auch wunderlose, lebenswahre. Die im 4.—6. Jahrh. aufgekommene Kunstgattung der Heldensage schöpfte vielmehr aus vier Quellen: der Geschichte, dem Privatleben, eigener Erfindung und vorhandenem Erzählgute (Märchen, Mythen, Anekdoten usw.). — Von methodischem Werte ist auch Schönbachs<sup>3)</sup> neue Studie über Caesarius von Heisterbach. Er bemerkt, dass der rheinische Cistercienser des 13. Jahrh. in seinen drei Werken oft denselben Vorfall in verschiedener Form berichtet, ermittelt in 38 unter 84 Fällen sachliche Differenzen und erkennt aus 47 Fällen, in denen der Dominikaner Étienne de Bourbon ein Predigtmärlein dem Jacques de Vitry nacherzählt, dasselbe Prinzip der Variation. Die Erbauungsschriftsteller des Mittelalters legten also auf treue Wiedergabe solcher historischer Überlieferungen keinen Wert, sondern änderten sie mit einer heut nur den Dichtern zugestandenen Freiheit, und zwar besonders, sobald Ort, Zeit und Personen nicht mehr genau bezeichnet waren. — Kundig und ausführlich behandelt A. de Cock<sup>4)</sup> die dem Don Juan-Drama zugrunde liegende Sage von dem zum Mahl eingeladenen Toten; er zählt 45 Fassungen auf, unter denen die vlämischen auf die von Poirters 1646 gereimte Leontiusfabel zurückgehen. — Einem andern ebenso berühmten Stoffe, der Tannhäusersage, widmete Nyrop<sup>5)</sup> ein anmutiges, mit Abbildungen geschmücktes Büchlein. Er begnügt

1) F. Heinemann, Bibliographie der schweizerischen Landeskunde V, 5, Heft 3: Sagen und Legenden, Märchen und Fabeln. Bern, Wyss 1910. XX, 211 S.

2) A. Heusler, Geschichtliches und Mythisches in der germanischen Heldensage (Sitzungsberichte der Berliner Akad. 1909, 922—945).

3) A. E. Schönbach, Studien zur Erzählliteratur des Mittelalters 8: Über Caesarius von Heisterbach III (Sitzungsber. der Wiener Akad. 163, 1. 1909). 90 S.

4) A. de Cock, De sage van den te gast genooden doode (Verslagen der k. Vlaamsche academie 1909, 641—682).

5) Kr. Nyrop, Fortids sagn og sange 6: Tannhäuser i Venusbjerg, med billeder. København, Gyldendal 1909. 120 S.

sich nicht mit einer Betrachtung des historischen Minnesängers, der deutschen Lieder und der Wagnerschen Oper, sondern zeigt auch, dass die Sage vom Ritter im Venusberge erst um 1450 aus Italien nach Deutschland drang und dort lokalisiert und mit dem Wunder des blühenden Stabes verbunden ward. Die italienischen Erzählungen vom Berge der Sibylla (vgl. oben 17, 249) bringt er in Verbindung mit der Fee Morgana und mit keltischen Vorstellungen von einem Feenlande, wie sie im Lai de Guingamor, in den Sagen vom irdischen Paradiese und sogar bei den von Sven Hedin besuchten Kirgisen Tibets fortleben; er vermutet den Einfluss eines verlorenen französischen Artusromanes 'Lionel le sauvage'. — Ebenso aufschlussreich und anziehend ist Nyrops oben 19, 469 erwähnte Studie über die Sage von der Gräfin mit den 365 Kindern. Den verbreiteten, aus einem orientalischen Märchen herzuleitenden Traum vom Schatz auf der Brücke verfolgte Bolte oben 19, 289 durch die Jahrhunderte und wies ebd. 19, 312 den ersten Bericht vom Hexensabbat am Nussbaum zu Benevent nach. Von K. de Wyls tüchtiger Arbeit über die Rübezahlsagen war schon oben S. 125, von J. Endts Sammlung der im Erzgebirge über den zauberkundigen Pater Hahn und den Wunderdoktor Rölz umlaufenden Sagen oben 19, 465 die Rede.

Berlin.

Johannes Bolte.

**Karl Rhamm**, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. Zweite Abteilung: Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slawischem Waldgebiet, 1. Teil: Altgermanische Bauernhöfe im Übergang vom Saal zu Fletz und Stube. Mit 152 in den Text eingedruckten Abbildungen und zwei Tafeln. Braunschweig, F. Vieweg 1908. XXXII, 1117 S. 42 Mk. — 2. Teil: Germanische Altertümer aus der slawisch-finnischen Urheimat, 1. Buch: Die altslawische Wohnung. Mit 45 in den Text eingedruckten Abbildungen. ebd. 1910. 431 S. 15 Mk.

Von diesen beiden mir vorliegenden Bänden des Rhammschen Werkes (vgl. oben 19, 330) werde ich ausführlicher nur den zweiten hier besprechen, einerseits, weil es mir zurzeit an der nötigen Musse fehlt, den beiden umfangreichen Bänden, die zusammen an 1600 Druckseiten umfassen, in gleicher Weise gerecht zu werden, andererseits, weil ich nach Massgabe meiner Studien glaube, auf dem Gebiet des altslawischen Wohnungswesens eher als auf dem des altgermanischen dem Verfasser und Leser etwas Neues bieten zu können. Doch hängen, wie sich noch zeigen wird, beide Gegenstände in dem Werke des Verfassers so eng zusammen, dass es notwendig sein wird, bei Besprechung der altslawischen Wohnung die Ausführungen des Verfassers über die altgermanischen Bauernhöfe, namentlich den zweiten und dritten Abschnitt (Die urnordische Wohnung und der Übergang von dem Saal zur Stofa und Die altnordische Wohnung in der Stofa-Zeit) häufiger heranzuziehen. Was nun die Darstellung der altslawischen Wohnung durch den Verfasser betrifft, so sei ihm vor allem der uneingeschränkte Dank der Volkskunde dafür ausgesprochen, dass er uns zum erstenmal ein deutsches Werk geschenkt hat, in dem eine der wichtigsten Seiten des slawischen, besonders des russischen Volkstums, eben das Wohnungswesen, auf Grund einer vorzüglichen Kenntnis der einheimischen Quellen untersucht wird.

Damit ist hoffentlich das Eis gebrochen, welches die deutsche Wissenschaft in Beziehung auf die Erforschung der volkstümlichen russischen Einrichtungen, Sitten

und Gebräuche seit lange gefangen hielt, und alle Ausstellungen, die man an dem vorliegenden Buche im einzelnen machen kann, müssen vor dieser seiner prinzipiellen Bedeutung zurücktreten. Auch verdient die Arbeit des Verfassers doppelte Anerkennung, wenn man die von ihm (Vorwort S. VIII) mit Recht hervorgehobene, wahrhaft klägliche Ausstattung unserer Bibliotheken mit der auf die Volkskunde der slawischen Länder bezüglichen Literatur bedenkt. Doch bereitet sich auch hier ein Wandel vor, und, wie man hört, soll wenigstens eine der preussischen Universitätsbibliotheken, nämlich unsere Breslauer, als Zentrale für die slawische Literatur ausgebildet werden, wobei dann natürlich vor allem die Volkskunde gebührend zu bedenken wäre.

Das Buch des Verfassers zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erstere Das Wohnhaus der russischen Slawen und seine verschiedenartige Einrichtung betitelt ist. In dem 1. Kapitel werden zunächst die beiden sich fundamental voneinander unterscheidenden Gruppen des russischen Hauses, nämlich 'das Stockhaus', d. h. das auf einem niedrigeren oder höheren Unterbau errichtete Haus, das demzufolge wieder in ein 'Niederstockhaus' (in den mittleren Landschaften) und ein 'Hochstockhaus' (Nordrussland) zerfällt, und 'das Niederhaus', d. h. das auf dem flachen Erdboden stehende Haus (südwestliches Gross-, Klein- und Weissrussland) anschaulich und ausführlich dargestellt und erläutert.

Nachdem sodann das durch die Verbindung von Hof und Haus charakterisierte nordrussische Haus in seinen beiden Erscheinungen, der des Einbaus (mit Längsverband von domü und dvorü), des 'Nowgoroder Hauses' (Wologda, Archangel, Olonetz) und der des Zwiebaus (mit seitlicher Verbindung von domü und dvorü; Jaroslaw, Wologda) eingehend besprochen worden ist, geht der Verfasser in dem 2. Kapitel des ersten Abschnitts (Die Entwicklung des russischen Bauernhauses) dazu über, die ersten seiner Hauptsätze aufzustellen. Sie lauten: 1. Das altslawische Haus war ein einziger Raum mit der Tür, bzw. dem Vorhaus am Giebel. Er besass als Feuerstätte einen von innen zu heizenden Ofen und führte überall den Namen izba. — 2. Hoch- und Niederhaus besitzen die Einrichtung des polü, ein Wort, das in ersterem den das Haus über den Erdboden erhebenden hölzernen Fussboden, in letzterem eine Art von hölzerner Bühne bezeichnet.

Der Begründung dieser Sätze sind das 3. Kapitel (die izba des grossrussischen Stockhauses) und das 4. Kapitel (die izba des Niederhauses) gewidmet. Das 5. Kapitel beschreibt die Konstruktion des Daches (die Strohtechnik, der Walm, der Traufrand, das Dachgerüst). In einem Anhang wird über die Vorhalle, die sèni, gehandelt, die einen wesentlichen Teil der izba-Wohnung ausmacht.

Die Urbestandteile der altrussischen, d. h. nach dem Verfasser zugleich altslawischen Wohnung sind demnach die durch den Ofen geheizte izba zusammen mit dem immer kalten Vorraum der sèni.

Ist dieses den Slawen nach dem Verfasser vor der Zeit der grossen Wanderung eigentümliche Wohnhaus bodenständiges Gewächs? Oder haben sie es anderswoher übernommen? Und woher? Die Antwort lautet, und mit ihr betreten wir zugleich das Gebiet des zweiten Abschnitts unseres Buches (Das altslawische Wohnhaus — istüba — und sein germanischer Hintergrund): „Die altslawische Wohnung ruht mit allem, was in ihr niet- und nagelfest ist, nicht auf eigenem Grunde, sondern auf einer Nachahmung germanischer Wohnungsverhältnisse“ (S. 311).

Um dies zu verstehen, muss man sich einige der Ergebnisse vergegenwärtigen, zu denen der Verfasser in dem ersten Teil der zweiten Abteilung seines Werkes hinsichtlich des altgermanischen Bauernhauses gekommen zu sein glaubt. Ihnen

zufolge wäre für die altskandinavischen Verhältnisse eine doppelte Wohnart zu unterscheiden. Die ältere wird durch die Namen Saal oder Halle mit dem Flet (zum Sitzen oder Schlafen), die jüngere durch den Namen Stofa mit dem pallr (eine treppenstufenartig hergestellte bretterne Erhebung des Erdbodens) charakterisiert. Die letztere ist aus der Badestube hervorgegangen, in welcher der pallr dazu diente, dem sich Abdampfenden immer höhere Wärmegrade zu ermöglichen. Eine solche Stofa-Wohnung muss nach dem Verfasser schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bei einem germanischen Stamm im inneren Russland vorhanden gewesen sein (II, 1, 436). Sie ist es, die der slawischen izba zum Vorbild gedient hat.

Um dies zu erhärten, dient dem Verfasser die Sprache als Wegweiser, d. h. es wird eine Reihe charakteristischer Ausdrücke der altnordischen Pallstube mit ebensolchen Termini des grossrussischen Stockhauses verglichen und der Versuch gemacht, die letzteren als Entlehnungen aus dem ersteren zu deuten. Es handelt sich dabei um folgende Gleichsetzungen (S. 312):

1. Russisch *istüba*, *izba* (s. o.) aus altn. *stofa*, 2. russisch *banja* 'Bad' aus altn. *bað* („unter Anfügung des Suffixes -nja“), 3. russisch *laznja* 'Bad' aus altn. *laug* 'Lauge' (ebenfalls „unter Anfügung des Suffixes -nja“), 4. russisch *čulanü* 'Abscheidung in der izba' aus altn. *kylna* 'Kochhaus', 5. russisch *polü* (s. o.) aus altn. *pallr* 'Sitzbühne zu beiden Seiten der stufa', 6. russisch *golbecü* 'schrankartiger Verschlag am Ofen' aus altn. *golf* 'die vorderste Abteilung der stufa', 7. russisch *polati* 'hohe Schlafbühne in der izba' aus altn. *loptr* 'jeder obere Raum, insbesondere der Oberstock des Hauptgadems', 8. russisch *šelomü* 'First' aus schwed. *hjelm* 'bewegliches Schutzdach'.

Hier sind wir zugleich bei dem Punkte angekommen, wo unser Widerspruch gegen den Verfasser einzusetzen hat; denn, um es kurz zu sagen, von den hier aufgezählten Gleichsetzungen ist keine beweiskräftig, weil sie entweder direkt falsch oder äusserst zweifelhaft sind, oder, wenn an sich richtig, doch aus anderen Gründen nicht das beweisen können, was sie beweisen sollen.

Als direkt unmöglich sind aus zwingenden, jedem Sprachforscher unmittelbar deutlichen Gründen der Lautgeschichte und Wortbildungslehre die Erklärungen des russischen *banja* und *laznja* anzusehen. An ihre Entlehnung aus altn. *bað* und *laug* kann unter keinen Umständen gedacht werden. Vielmehr ist *banja* eine gemeinslawische Entlehnung aus lat. *balneum*, griech. *βαλανεῖον*, wie schon Sreznevskij erkannte (vgl. jetzt auch Berneker, Slav. etymol. Wörterbuch S. 43), und für *laznja* ist trotz Rhamm S. 322<sup>1</sup> an der schon von Dahl angenommenen Identität mit *laznja* 'Stiege' von *lazatī* 'steigen' festzuhalten. Tatsächlich hat das Holzgerüst des russischen Dampfbads nicht selten die Ähnlichkeit mit einer Stiege oder Treppe. Ebenso unhaltbar ist die Herleitung des russ., und zwar nur russ. *čulanü* aus dem oben genannten altn. Wort für Küche. Vielmehr ist *čulanü* ein Wort türkisch-tatarischer Herkunft (vgl. Miklosich, Türk. Elemente S. 42), wie denn gerade im russischen Bau- und Wohnungswesen ein starker orientalischer Einschlag hervortritt. Vgl. Wörter wie *chata* 'Hütte', *saraj* 'Remise', *čerdakü* 'Erker', *ambarü* 'Scheune' u. a. Auch für russ. *šolnušü*, das nordrussische Synonym für *čulanü*, ist gewiss nicht mit Rhamm S. 346 ff. an Entlehnung aus altn. *svefnhus* 'Schlafhaus', sondern eher mit *Korš* an finnischen Ursprung zu denken. Zu finnisch *aitta* (Rhamm S. 358) bemerke ich, dass es in dem Russisch-karelischen Wörterbuch von M. D. Georgievskij (St. Petersburg 1908) einfach mit *čulanü* übersetzt wird.



Ganz unmöglich ist endlich die Ableitung des russ. *polati* 'Schlafbühne' aus altn. *lopitr*, wie übrigens der Verfasser S. 383 selbst zu erkennen scheint. Es kommt ohne Zweifel von lat.-griech. *palatium* — *παλάτιον, παλάτα*, wenn auch die Bedeutungsentwicklung noch besser erforscht werden muss. Eine der Mittelstufen scheint 'Empore' (im kirchlichen Sinn) gewesen zu sein (vgl. Dahl<sup>3</sup> S. 645 und M. R. Vasmer, Griechisch-slawische Studien 3, 154f.)

Als noch nicht sicher gestellt ist das Verhältnis von altn. *pallr*: slaw. *polü* anzusehen. Mit Rhamm oder besser vor ihm leitet Johannson K. Z. 36, 370 das slawische Wort aus dem Germanischen ab. Aber die Mehrzahl der Germanisten, zuletzt Fischer, *Die Lehnwörter des Altnordischen*, Berlin 1909, S. 16, 44, nehmen doch umgekehrt Entlehnung des altn. *pallr* aus slawischem *polü* an, das seinerseits wieder entweder für einheimisch, oder aus dem urgriech. *πάλος* 'Stange, Balken' als entlehnt angesehen wird (vgl. Vasmer S. 155). Mir scheint der slawische Ursprung von *polü* 'Diele' am wahrscheinlichsten, das zu *poloti* 'spalten' gehören, und, worauf mich mein Kollege Neckel aufmerksam macht, mit altn. *fipl* 'Brett' (\**pelâ*) zusammenhängen wird. Ob *pallr*, das sich auf das Altnordische beschränkt — ein deutsches von Rhamm (II, 1, 434) herangezogenes *phal* 'die oberste der terrassenförmig aufgestellten Bänke im Bad' scheint auf schwachen Füßen zu stehen —, aus *polü* entlehnt ist, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist die Reihe *pallr*-*polü* viel zu unsicher, um historische Schlüsse von solcher Bedeutung zu tragen.

Für einigermaßen wahrscheinlich ist hingegen mit Rhamm die Entlehnung des russ. *golbecü* aus altn. *golf* anzusehen (so auch Berneker S. 320). Allein dasselbe könnte bei seiner Beschränkung auf das Russische einer-, das Nordische andererseits, ungefähr wie das russ. *jarusü* 'Stockwerk' aus altn. *jarðhús*, höchstens etwas für die Warägerzeit, nicht aber für germanisch-slawische Beziehungen vor dem 6. Jahrhundert beweisen. Russ. *šelomü* 'First' und schwed. *hjälm* endlich haben ihre besondere Bedeutung, was übrigens auch der Verfasser als möglich andeutet, offenbar erst auf dem Boden der beiden Einzelvölker entwickelt.

Somit bleibt von der oben angeführten Liste nur das gemeinslawische *izba* aus einem germanischen *stuba* (des genaueren ist die Lautentsprechung noch nicht ermittelt) als beweisend für einen germanisch-slawischen Zusammenhang auf dem Gebiet des Wohnungswesens vor der slawischen Wanderung übrig. Was aber bedeutete *izba* damals auf slawischem Boden? Die durch den Araber Ibrahim ibn Jakub für *itba* = *izba* bezeugte älteste Bedeutung ist Badestube. Da aber, so folgert Rhamm S. 331, die Slawen für diesen Begriff bereits zwei andere Ausdrücke, nämlich *banja* und *laznja*, von den Germanen entlehnt haben, so kann das Wort *izba* „von Anfang an nur die Wohnstube bedeutet haben“. Nachdem wir oben gezeigt haben, dass der Vordersatz Rhamms falsch ist, fällt auch der Nachsatz in sich zusammen. Die älteste Bedeutung von *izba* auf slawischem Boden kann daher sehr wohl Badestube gewesen und die Entwicklung von der Badestube zur Wohnstube auf slawischem Boden erfolgt sein. Ein Überbleibsel der Zeit, in der *izba* nur Badestube oder Bade- und Wohnstube war, wird die auch von Rhamm angemerkte, in zahlreichen Teilen Russlands herrschende Sitte bewahren, das sonnabendliche Dampfbad in dem Ofen der *izba* selbst zu nehmen. Genau dieselbe Entwicklung wie die russ. *izba* hat die litauische *pertis* 'Badestube' von *periù* 'schlage mit dem Badequast' durchgemacht, insofern im Lettischen, wie Bielenstein *Holzbauten* S. 110 gezeigt hat, die Badestube zugleich auch als Wohnung und zu anderen Zwecken gedient hat. Im Finnischen, z. B. im Kareli-

schen (pǝrti) ist dann das lit.-lett. Wort der gewöhnliche Ausdruck für izba geworden.

Für die Rekonstruktion der urslawischen Wohnung ist meines Erachtens von dem echt slawischen sěni 'Vorhalle = griech. σκηνή (\*sĕnâ(i)nâ) 'leichte Hütte, Zelt' auszugehen. Die Gleichung beweist, wie die Beschaffenheit der ältesten slawischen Wohnung gewesen ist. Gebadet wird man damals, d. h. vor Einwirkung des germanischen Einflusses, ebenso haben wie die Skythen des Herodot IV, 73, d. h. in Zelten, die mit Filzdecken behangen waren. Demgegenüber wird die germanische stuba (izba) den Urslawen zuerst den germanischen Blockbau, der den Dampf und die Hitze weit besser festhielt, gebracht haben. Nachdem die izba in der oben geschilderten Weise sich auf slawischem Boden selbst zu einer Art von Wohnung entwickelt hatte, wird aus sěni und dem germanischen izba (bei den Klein- und Weissrussen aus sini, sěni und dem persischen chata) durch Zusammenrückung der Urtypus des altrussischen Bauernhauses entstanden sein. Doch muss ich die weitere Erörterung dieser Frage auf einen anderen Ort und eine andere Zeit verschieben und kehre zu unserem Verfasser zurück.

Der Leser hat gesehen, dass ich den Hauptsatz des Verfassers, dass die altslawische Wohnung mit allem, was in ihr niet- und nagelfest ist, auf einer Nachahmung germanischer Wohnungsverhältnisse beruhe, nicht unterschreiben kann. Trotzdem wird der Wert des Buches dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt. Die Hauptsache ist, dass wir vor Rhamm in Deutschland über das russische Haus recht wenig wussten, und dass wir jetzt durch Rhamm über sein Inneres und Äusseres in einer Vollständigkeit belehrt werden, von der diese immerhin kurze Anzeige kaum eine genügende Vorstellung gegeben haben dürfte. Wenn der Verfasser geirrt hat, so hat er als Sprachforscher geirrt, der er, wie er selbst bemerkt, nicht ist, als der er sich aber doch wohl zu viel zutraut. Gleichwohl wird auch der Sprachforscher dem Verfasser dankbar sein müssen, da er durch ihn auf eine Fülle kulturhistorisch wichtiger Wörter aufmerksam gemacht wird und mit den Wörtern richtige Vorstellungen von den Sachen, die sie bezeichnen, verbinden lernt.

Wir sehen dem folgenden Bande, der die wirtschaftlichen Verhältnisse des slawischen Bauernhofs untersuchen soll, mit Spannung entgegen.

Breslau.

Otto Schrader.

**Theodor Abeling**, Das Nibelungenlied und seine Literatur (Zweiter Teil).

Mit einem Faksimile (= Teutonia hrsg. v. W. Uhl, 7. Heft, Supplement).

Leipzig, Eduard Avenarius 1909. XX, 76 S. 8°. 3 Mk.

Bunter noch als der erste Teil dieses Buches, den ich oben 18, 117f. besprochen habe, ist der zweite. Er bringt nach einer etwas breit geratenen Vorrede, in der sich Abeling mit seinen bösen Kritikern auseinandersetzt, schätzbare Nachträge und Ergänzungen zur Bibliographie und zu den Handschriftenbeschreibungen. Dann folgt ein Abdruck nebst Faksimile des bisher nicht beachteten Wiener Fragments einer Nibelungenhandschrift (= Lachm. 530—551). Daran schliesst sich die 'Klage' nach der neuerdings öfter behandelten Handschrift J: Abeling meint, es sei noch sehr zweifelhaft, ob diese Fassung der 'Klage' wirklich nur einen 'Auszug' darstelle, wie man in der Regel annehme, und nicht vielmehr die älteste vorhandene Gestalt des Gedichts repräsentiere. So wenig

glücklich mir diese These scheint, so verdienstvoll bleibt doch die vollständige Veröffentlichung der 'Klage' in einer jedenfalls eigenartigen Fassung. Minder förderlich ist der Neudruck des niederdeutschen Liedes von 'König Ermenrichs Tod', auf den ich gleich noch näher eingehen will. Im Anhang werden die Bibliotheks-Signaturen der Handschriften des Nibelungenliedes und ähnliche Dinge zusammengestellt. Endlich erhalten wir noch nützliche Register und Schlussbemerken, unter denen für unsere Zwecke die leider nur allzu aphoristischen Angaben über Vortragsweise und Apparat von Moritatenerzählern auf Jahrmärkten des 19. Jahrhunderts in Betracht kommen.

Das Lied 'Koninc Ermenrikes dôt' druckt Abeling nach Goedeke's bekannter Ausgabe (Hannover 1851) ab, da über den Verbleib des Originals nichts zu ermitteln gewesen sei (S. 57). Nun, es gehörte kein besonderer Spürsinn dazu, um es in der Königl. Bibliothek zu Berlin zu entdecken (Yf 8061), zumal Goedeke im 'Grundriss' 1<sup>2</sup>, 459 ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht hat. Aber Abeling hat offenbar nur die erste Stelle des 'Grundrisses' aufgeschlagen, wo Goedeke des Liedes gedenkt (1<sup>2</sup>, 338), und nicht die eben zitierte zweite. Aus dieser zweiten hätte er auch ersehen, dass das Lied seither mehrfach in leicht zugänglichen Werken (z. B. in Oesterleys Anhang zu Goedeke's 'Deutscher Dichtung im Mittelalter' Dresden 1871, S. 19 ff. und in F. M. Böhm's 'Altdeutschem Liederbuch' Leipzig 1877, S. 9 ff.) abgedruckt worden ist, und vielleicht wäre ihm dann auch klar geworden, was es mit dem von Müllenhoff in der 'Zeitschr. f. deutsches Altertum' 12, 363 erwähnten 'jüngeren Druck in einem Liederbuch auf der Hamburger Stadtbibliothek' für eine Bewandnis hat: denn offenbar dachte Müllenhoff an das sogenannte 'de Boucksche Liederbuch', von dem er durch die Mitteilungen im 18. Bande des 'Serapeums' (1857, S. 262) wissen konnte und auf dessen Abdruck in den 'Niederdeutschen Volksliedern' (1. Heft, Hamburg 1883) Goedeke an jener zweiten Stelle des 'Grundrisses' hinweist. In dieser freilich weder recht bekannt gewordenen noch wissenschaftlich zulänglichen Publikation finden sich als Nr. 85 von 'Koninc Ermenrikes dôt' 24, zum Teil unvollständige Strophen. Weitere Orientierung bietet A. Kopps kundiger Aufsatz 'Die niederdeutschen Lieder des 16. Jahrhunderts' im 26. 'Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung' (1900, S. 1 ff., 32 f.). Aber damit sind selbst die bibliographischen Fragen, die sich an dieses merkwürdige Lied schliessen, noch nicht entfernt erledigt: es bleibt noch festzustellen, wann, wo und bei wem es in der älteren Gestalt gedruckt worden ist. Goedeke meinte (S. 4 seiner Ausgabe), es sei zwar ein selbständiges fliegendes Blatt, in Hamburg oder Magdeburg um 1560 hergestellt, aber das sechste aus einer grösseren Reihe, da es die Signaturen F, Fij und Fijj trage; 'einige Blätter der Reihe aus derselben Druckerei zeigen, dass vielleicht noch andere Heldenlieder dabei waren, der grösste Teil aber wahrscheinlich aus lyrischen Gedichten bestand'. Wir haben keinen Grund, Goedeke's Angaben zu bezweifeln, allein bevor die erwähnten Blätter nicht zum Vorschein kommen, können wir damit wenig anfangen. Ein Buch, das von vornherein dazu bestimmt war, in fliegende Blätter zerteilt zu werden, dürfte immerhin zu den grössten Seltenheiten gehören. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, dass 'Koninc Ermenrikes dôt' (und das mit ihm zusammengedruckte Lied auf den Junker Baltzer, vgl. Liliencron, Historische Volkslieder 4, 44) einem bisher nicht bekannten Buch als Annex dienen: derlei 'Beiwagen' waren ja im 16. Jahrhundert ausserordentlich beliebt.

In einem solchen Anhang, den Joachim Greff seinem Zachaeusdrama ('Ein schön neue Action auf das 18. vnd 19. Capittel des Evangelisten Lucae', Zwickau

1546) beigegeben hat, fand ich kürzlich ein noch nicht gebuchtes Zeugnis für das Fortleben der Heldensage im 16. Jahrhundert. Greff sucht da sein endloses Lazaruslied durch die Bemerkung zu rechtfertigen, dass 'yederman dis sagen mus / das es vil Christlicher vnd seliger ist / . . . von solchen / das ist Geistlichen vnd Christlichen Historien zu singen / Sonderlich Frawen vnd Junckfrawen / ia auch noch wol Jungen gesellen / als das sie auswendig lernen vnd singen / die lieder von Herr Ditterich von Bern / vom alten Hildebrandt / von Hertzog Ernst odder von dem Ritter aus der Steyermarck / welche yetz erzalte lieder ia auch zimlicher lenge / Schweres thon vnd doch nur pul lieder vnd weltlich sein' (Bl. G iij<sup>b</sup>). Wir wissen längst, namentlich aus Müllenhoffs 'Zeugnissen und Exkursen zur deutschen Heldensage' und Jänickes Nachträgen dazu (Zeitschr. f. deutsches Alt. 12, 253 ff. 413 ff. 15, 310 ff.), dass Dietrich noch im 16. Jahrhundert neben Siegfried die bekannteste Persönlichkeit aus dem Kreise der Heldensage gewesen ist. Man hat aber zu wenig betont, dass auch das Ermenrichslied mit dazu beigetragen haben wird, diese Bekanntschaft lebendig zu erhalten. Damit soll nicht gesagt sein, dass Greff den eben zitierten Stosseufzer just im Hinblick auf das Ermenrichslied getan haben müsse. Die Stelle bedarf eingehenderer Interpretation, die ich in diesem Zusammenhange nicht geben kann.

Eingehenderer Interpretation bedarf jedoch auch das Ermenrichslied selbst, das Abeling eben nur abgedruckt hat. Ich sehe nicht, dass wir bisher über die Ergebnisse Goedekes und Jacob Grimms wesentlich hinausgekommen sind; was Rassmann in seiner 'Deutschen Heldensage' 1, 356 ff. über das Lied sagt, ist kaum erwogen worden. Wann es in der vorliegenden Fassung entstanden ist, muss sich bei genauer Betrachtung von Sprache und Metrik annähernd sicher bestimmen lassen. Aber auch die ursprüngliche Gestalt ist vielleicht mit Hilfe eddischer und altdänischer Heldenlieder in ihren Grundzügen zu erschliessen. Dass es trotz der jungen und entstellten Form Spuren hohen Alters an sich trägt, wird von den Sagenforschern wohl allgemein zugegeben; auch die Ähnlichkeiten mit den *Hamðismól* sind ihnen nicht entgangen (vgl. etwa Symons in Pauls Grundriss<sup>32</sup>, 640. 686; Jiriczek, Deutsche Heldensage<sup>3</sup>, Leipzig 1906, S. 33 f.). Heusler hat gelegentlich darauf hingewiesen, dass es möglich sei, durch Heranziehung des Ermenrichsliedes eine richtigere Strophenfolge des *Hamðir*liedes zu gewinnen (Anzeiger für deutsches Altertum 30, 81, vgl. oben 8, 102).

Berlin.

Hermann Michel.

**Hétfalusi Csángó Népmesék** gyűjtötte és jegyzetekkel kísért Horger Antal. [Hétfaluer (Siebendorfer) Csango-Volksmärchen, gesammelt und mit Anmerkungen versehen von Antal Horger.] Budapest, Az Athenaeum Részvénytársulat tulajdona. 1908. VIII, 464 S. 8°.

Im vorliegenden Werke, das den 10. Band der von der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegebenen Sammlung ungarischer Volksdichtungen bildet (Magyar népköltési gyűjtemény), ist wieder ein gut Teil des reichen ungarischen Märchenhortes geborgen worden. A. Horger hat darin einen Teil der Märchen veröffentlicht, die er bei den in [sieben Dörfern des Kronstadter (Brassó-) Komitats ansässigen Csango-Magyaren gesammelt hat, eines wahrscheinlich vom grossen Stamme der Szekler abgesprengten, armen Völkchens, dessen Leidensgeschichte uns in der Einleitung erzählt wird. — Wenngleich die 53 Märchen des Bandes in stofflicher

Hinsicht kaum Neues bieten, bilden sie doch eine sehr dankenswerte Ergänzung der ungarischen Märchenliteratur; denn sie bringen teils sehr interessante Varianten bekannter Märchen, teils bessere, d. h. absolut treue Wiedergaben von Märchen, die wir bisher nur in etwas redigierter Form kannten. In den Anmerkungen weist der Herausgeber auf die entsprechenden ungarischen Märchen früherer Sammlungen hin. Sehr dankbar wird der Leser das Verzeichnis der in den Märchen vorkommenden Dialektausdrücke am Schluss des Bandes begrüßen. — Den grossen Vorzug der ungarischen Märchen, ungemein lebendig und anschaulich erzählt zu werden, teilen auch die vorliegenden Märchen, überraschen aber den durch ungarische Volksmärchenerzählkunst Verwöhnten durch die oft verwirrende Häufung verschiedenster Motive in einem Märchen. Den lang ausgespannenen humoristischen Einleitungen und Schlüssen begegnen wir auch hier wieder. Durch die Form interessiert Nr. 25, eine Variante des in Ungarn sehr beliebten Märchens vom entwendeten und wiedergewonnenen Zauberring. Es ist in Versen erzählt und dürfte damit bisher ganz einzig in ungarischen Märchensammlungen dastehen. Wie A. Horger in der Anmerkung mitteilt, hat er es von einem 45jährigen Töpfer, dem besten Märchenerzähler des Dorfes, der ihm berichtete, er habe es in seiner Jugend von zwei berühmten Märchenerzählern gehört, die dieses Märchen im Walde beim Holzhauen oder Sägen herzusagen pflegten, und zwar abwechselnd jeder einige Worte oder eine Zeile, zum Takt der Axthiebe oder des Sägens.

Die bekannte Motive behandelnden Märchen<sup>1)</sup> seien zum Schluss zur Orientierung über die Sammlung zusammengestellt. Zu Nr. 1: Märchen vom Glücksvogel, Grimm 60 und 122. — Nr. 2: Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein, verbunden mit dem Märchen von dem dämonischen Wesen, das das Vieh ins Horn zurücktreibt und dafür die Heirat des Helden verbietet. List mit der Klage des Brotes (vgl. Köhler 1, 131). — Zu Nr. 3 und 32: Der junge Riese (Grimm 90). — Nr. 5: Treulose Schwester und Drachentöter. — Zu Nr. 6, 30 und 50: Der Krautesel (Grimm 122). — Zu Nr. 7: Bruder Lustig (Grimm 81). — Nr. 11: Die drei Pomeranzen. — Nr. 12: Schäfer Wahrhaft (Gonzenbach 8). — Nr. 13: Das kluge Mädchen (Grimm 94). — Nr. 15 und 16: Der Tierbräutigam. — Nr. 20: Die drei Ratschläge (Gonzenbach 81). — Nr. 21: Das Brüdermärchen (Grimm 60). — Nr. 22: Cymbelinestoff. — Nr. 23: Räuberbräutigam (Grimm 40). — Nr. 26: Polyphem. — Nr. 27: Grindkopfmärchen. — Nr. 28 und 29: Märchen von der auf der Hochzeitsfahrt durch eine andere verdrängten und geblendeten Braut. — Nr. 31: Narrenstreiche (u. a. Fett und Kuhhaut verkaufen). — Nr. 33: Das Rätsel (Grimm 22). — Nr. 35: Gestiefelter Kater. — Nr. 36: Märchen von den zwölf Brüdern, deren jüngster die goldhaarige Jungfrau holen muss. — Nr. 37: Märchen von den zwei neidischen Schwestern in 1001 Nacht. — Nr. 38: Märchen von den Tierschwägern, verbunden mit Rhampsinits Schatz. — Nr. 40: Allerleirauh (Grimm 65). — Nr. 41: Lügenmärchen. — Nr. 42, 51, 52: Märchen vom hohen Baum, in dessen Wipfel ein Schloss ist. — Nr. 44: Schneewittchen. — Nr. 46: Feuerzeug (Andersen). — Nr. 47: Das tapfere Schneiderlein (Grimm 20). — Nr. 48: Simeliberg (Grimm 142). — Nr. 53: Meisterdieb und der gescheite Hans (Grimm 192 und 32).

Berlin.

Elisabet Rona-Sklarek.

1) [Von den Nummern 14, 27, 28, 36, 37, 38, 42 finden unsere Leser jetzt eine deutsche Übertragung bei E. Rona-Sklarek, Ungarische Volksmärchen, neue Folge. Leipzig, Dieterich 1909. — J. B.]

**B. Fabó**, A magyar népdal zenei fejlödése. (Die musikalische Entwicklung des magyarischen Volksliedes.) Budapest 1908. 608 S.

Der Verfasser versucht es auf Grund vorhandener Liedersammlungen, eigener Volksliedaufnahmen und des allerdings nicht sehr reichen handschriftlichen und gedruckten Materials aus älterer Zeit eine Geschichte des magyarischen Volksliedes und Tanzes und die Entwicklungsgeschichte der magyarisch-volkstümlichen Melodik und Rhythmik zu schreiben. Da eigentlich alle Vorarbeiten fehlen, war der Versuch bei den eigentümlichen ethnographischen Verhältnissen Ungarns trotz gelegentlicher Heranziehung slowakischer, rumänischer und anderer Volkslieder gewagt. Und es zeigt sich denn auch im Verlauf der Darstellung auf Schritt und Tritt, dass der Verfasser in Ermanglung gründlicher Einzeluntersuchungen zu anfechtbaren Hypothesen greifen muss, so in der Konstruktion des magyarischen Urverses, der von westeuropäischem Einfluss unabhängig aus der Urheimat mitgebracht worden sein soll, in der Aufweisung slawischer und türkischer Elemente im magyarischen Volkslied, in seinen Ansichten über die Entstehung und den Ursprung der einzelnen Tanzformen. Namentlich steht die Melodienverglei- chung im einzelnen noch auf unwissenschaftlicher Grundlage, und es genügt dem Verfasser häufig eine entfernte Ähnlichkeit im Rhythmus oder in der Tonführung, um Verwandtschaft zu konstatieren.

Trotz alledem ist das Buch wertvoll, nicht nur weil es eine Fülle von anregenden und zum Teil neuen Ideen enthält, sondern auch als Materialiensammlung (es bringt gegen tausend Notenbeispiele). In grossen Zügen ist wohl auch die Entwicklung des magyarischen Volksliedes, namentlich seine Befruchtung durch die kirchliche Musik und dann wieder die jüngste Epoche im 19. Jahrhundert, richtig gezeichnet. Für das so interessante Problem des gegenseitigen Verhältnisses und der gegenseitigen Beeinflussung der nationalen Musik bei den verschiedenen Volksstämmen Ungarns bleibt der Einzelforschung noch sehr viel, um nicht zu sagen alles, zu tun übrig.

Treppen, Post Mettersdorf (Siebenbürgen).

Gottlieb Brandsch.

**Daiji Itchikawa** (Lektor am orientalischen Seminar und Lehrer des Japanischen an der Königlichen Kriegsakademie zu Berlin), Die Kultur Japans. Berlin, Karl Curtius 1907. 149 S. 2 Mk.

Die meisten Leser werden dieses Buch mit grossen Erwartungen in die Hand nehmen, in der Hoffnung, dass ein Japaner die Kulturverhältnisse seines Vaterlandes klar und wahrheitsgetreu darlegen werde. Aber ich fürchte, dass sie es nicht voll befriedigt aus der Hand legen werden. Das kleine Werk, das seine Entstehung einer Reihe von Vorträgen verdankt, die der Verf. an verschiedenen Orten gehalten hat, ist nach dem Vorwort nicht für Fachgelehrte, sondern für Laien bestimmt und soll nur die allgemeinsten und allerwichtigsten Punkte der japanischen Kultur enthalten. Es ist nicht zu leugnen, dass der Laie manche Belehrung über die japanische Kultur erhalten wird, und selbst auch der Fachgelehrte dürfte manches darin finden, was ihn interessieren wird und was in Büchern ähnlichen Inhalts, die von Europäern geschrieben sind, nur selten zu finden ist. So z. B. die Darstellung über die Einführung der holländischen Sprache im 18. Jahrh. (S. 68 ff.), ferner die Wiedergabe der fünf Artikel des sogenannten

Eides (S. 145), den der jetzige Kaiser kurz nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1868 abgelegt und auf dem die Forderung der Japaner nach einer Verfassung beruht. Auch kann man den Ansichten des Verf. über die angebliche gelbe Gefahr (S. 48 ff.), die uns von China und Japan drohen soll, nur zustimmen. Auf der andern Seite leidet das Werkchen aber an vielen Mängeln, die eine gerechte und unparteiische Kritik nicht verschweigen darf. Leider ist die Darstellungs- und Ausdrucksweise des Verf. stellenweise so knapp, unklar und schief, dass der Laie oft nicht wissen wird, was derselbe meint, und falsche Vorstellungen von den Verhältnissen erhalten wird; nur der Fachgelehrte wird in solchen Fällen den Worten des Verf. den richtigen Sinn unterzulegen imstande sein. Der Raum gestattet mir nur ganz wenige von den vielen Fällen anzuführen. So spricht der Verf. oft von der Politik 'Tokugawas', während er die 'Tokugawafamilie' meint, er spricht stets von 'Buddha', worunter man nur den Stifter der Religion verstehen kann, während doch die japanische Sonnengottheit Amaterasu nicht mit diesem Buddha identifiziert worden ist (s. hierzu S. 98 f.). Was soll sich der Laie ferner bei dem kurzen Ausdruck 'Universitätshalle', S. 83, denken? usw. usw. Auch fehlt es nicht an Verstößen gegen bekannte historische Tatsachen. Nach der Darstellung des Verf. ist z. B. die Einführung der westlichen Kultur der Initiative des jetzigen Kaisers zuzuschreiben, während es doch eine historische Tatsache ist, dass damit schon die Shōgunregierung während der letzten Zeit ihres Bestehens begonnen und der Kaiser nach der Beseitigung jener Regierung und Wiederherstellung seiner Macht diese Politik nur fortgesetzt hat. Der Fürst Nobunaga wird S. 20 Shōgun genannt, und Iyeyasu soll die Shōgunregierung errichtet haben (S. 28. 33). Falsch ist auch die Darstellung des Abschlusses der ersten Verträge (S. 32) und die Behauptung, dass die Amerikaner im Jahre 1860 zum zweiten Male nach Japan gekommen wären. Merkwürdig und unverständlich ist die Bemerkung S. 113 über den Ursprung der japanischen Ethik. Es heisst dort folgendermassen: „Was die Quelle der japanischen Ethik anbetrifft, so ist sie sowohl in den orientalischen als auch in den okzidentalischen Religionen zu finden, ganz besonders aber in der westlichen Philosophie und hauptsächlich in der Lehre des Konfuzius.“ Aus seiner weiteren Darlegung geht hervor, dass sie nur auf den Grundsätzen des Buddhismus und der chinesischen Philosophen beruht, was auch den Tatsachen entspricht. Vor allem vermisst man aber eine Darstellung der japanischen Kunst auch nur in den kleinsten Umrissen, die doch auch zur japanischen Kultur gehört. Eigentümlich ist auch, dass der Verf. bei der Besprechung der geistigen Kultur nur die religiösen Verhältnisse und die Ethik behandelt, während Sprache, Wissenschaft und Erziehungswesen in dem Artikel materielle Kultur ihren Platz gefunden haben. Der Stil und die Ausdrucksweise sind einfach, aber stellenweise einförmig und durch die häufige Wiederholung derselben Ausdrücke ermüdend (man vgl. nur S. 91, wo zehnmal der Ausdruck 'geistige Kultur' gebraucht ist); bisweilen ist die Darstellungsweise naiv, und der Verf. verbreitet sich über manches, was sich von selbst versteht, wie besonders in dem Artikel über die Ethik.

Man darf nicht verkennen, dass die Bearbeitung eines solchen Themas in deutscher Sprache für einen Japaner grosse Schwierigkeiten hat, aber es ist die Frage, ob die Notwendigkeit vorlag, wiederum ein Werk so allgemeinen Inhalts über Japan, von denen es schon so viele gibt, zu veröffentlichen. Was nach meiner Ansicht für unsere Kenntnis des Landes ein viel dringenderes Bedürfnis ist, das sind Arbeiten über Spezialfragen.

**E. H. van Heurck et G. J. Boekenooen**, Histoire de l'imagerie populaire flamande et de ses rapports avec les imageries étrangères. Bruxelles, G. van Oest et cie 1910. IX, 729 S. 4°. 30 Fr.

Öfter schon ist der Mangel einer Übersicht über die reiche Bilderbogen-Produktion Deutschlands während des 16. und 17. Jahrhunderts bedauert worden; noch auffälliger aber ist die Vernachlässigung der künstlerisch freilich weit tiefer stehenden Volksbilderbogen des 19. Jahrhunderts. Höchstens die politischen Karikaturen oder die Leistungen begabter Zeichner wie Schadow, Schwind, Busch haben Beachtung gefunden, und gelegentlich ist auf die Bedeutung der Neuruppiner Verlagsfirmen hingewiesen worden (Bauer in Velhagens Monatsheften 18, 2, 633—650, 1904). Und doch böten diese für manche Volksschichten so einflussreichen und für die Kulturgeschichte wichtigen Blätter ein hübsches Objekt für Sammler. Die alten Verse „Was Gehrte durch die Schrift verstahn, Das lehrt das Gmähl den gemeinen Mann“ (Scheible, Die fliegenden Blätter des 17. Jahrhunderts 1850, S. 249) gelten mutatis mutandis auch noch für die Zeit vor 100 Jahren.

Solche Gedanken steigen uns beim Durchblättern des vorliegenden grossen und prächtig ausgestatteten Bandes auf, der eine Geschichte der vlämischen Bilderbogenliteratur zu geben verheisst. Den Anlass zu seiner Entstehung gab die Erwerbung sämtlicher Holzstöcke des Verlegers Brepols zu Turnhout und des Bildervorrates des Verlegers Beersmans ebenda durch Herrn van Heurck. Dieser verfasste nun ein beschreibendes Verzeichnis sämtlicher während des 19. Jahrhunderts in Turnhout angefertigter Bilderbogen und ging der Entwicklung der dabei beteiligten Druckerfirmen nach (S. 21—517), vervollständigte aber diesen Abschnitt dann im Verein mit Dr. Boekenooen durch eine Schilderung des Herstellungsverfahrens und durch gelegentliche Berücksichtigung anderer Blätter aus Gent und Schaerbeck. Ja, wir erhalten auf S. 531—665 einen dankenswerten Überblick über die Bilderbogenliteratur in den Niederlanden, in Frankreich, Deutschland, Österreich, Schweiz, Italien, Spanien, England, Russland und Schweden, wobei natürlich viele Partien in Ermanglung ausreichender Vorarbeiten ungleichmässig behandelt werden. Trotzdem freuen wir uns dieser nützlichen und warm anerkennenden Leistung, deren Wert durch die Beigabe von mehr als 300 Abbildungen, zum Teil Abdrücken der Originalstöcke, und von 14 Tafeln noch erhöht wird. Hinsichtlich des Kunstwertes können sich diese roh ausgeführten Blätter allerdings nicht mit den Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts messen, die als beliebter Wandschmuck in vielen Bürgerhäusern dienten, aber sie führen uns hinein in den Gedankenkreis des niederen Volkes, und besonders der Kinder, die sie oft im Tauschhandel vom Lumpenmatz erhielten: wir finden das Abc dargestellt, Kinderspiele, den Popanz, Musikanten, Handwerker, Zeitereignisse. Mächtig erweist sich, hier wie in allen Erscheinungen des Volkstums, die Tradition: in den bis ins Mittelalter zurückgehenden geistlichen Darstellungen, in den Figuren der Volksbücher Reinke Vos, Eulenspiegel, Valentin und Oursson, des ewigen Juden, Cartouche, Robinson, in den nationalen Typen des Lammen Goedzak, Jan Klaassen, Klaes Kapoen, Tetjeroen, Mannekenpis, in den Abbildungen der Sprichwörter, der Stände, Altersstufen, des Kredits, der Mode, des schon bei H. Sachs beschriebenen Freierbaumes, der Ehesatiren, der verkehrten Welt, des Schlaraffenlandes usw. Die Märchen sind teils aus Perrault geflossen, teils aus der Grimmischen Sammlung (Bremer Stadtmusikanten, Marienkind). Und nicht nur Schillers Gang nach dem Eisenhammer, sondern auch Meyerbeers Robert der Teufel und



Mozarts Zauberflöte gelangen durch diese Vermittlung ins vlämische Volk. Wer der Geschichte verbreiteter Vorstellungen und Erzählungsstoffe nachgeht, findet hier mancherlei Material, dessen Verwendung durch gute Register der Abbildungen, Gegenstände, Städte, Drucker usw. bequem gemacht wird. Es wäre zu wünschen, dass sich viele Leser des Werkes zur Mitarbeit auf diesem noch wenig beackerten Felde bewegen liessen.

Berlin.

Johannes Bolte.

**M. A. van Andel**, Volksgeneeskunst in Nederland. Proefschrift (Leiden).  
Utrecht, J. van Boekhoven 1909. 459 S. 2 Abb. 8°.

Diese als medizinische Doktordissertation abgefasste Schrift enthält eine Zusammenstellung einer grossen Reihe von volksmedizinischen Angaben, die der Verfasser mit grossem Fleisse teils selbst gesammelt, teils aus der Literatur zusammengetragen hat. Wie er sehr richtig hervorhebt, hat ja gerade der Arzt sehr häufig gute Gelegenheit, besonders wenn die Art seiner Hilfeleistung, z. B. bei Entbindungen, ihn lange Stunden im Hause der Patienten festhält, das Vertrauen der Familien auch nach der Richtung hin zu gewinnen, dass sie ihn in manche Geheimnisse der Hausapotheke einweihen; dies hat sich der Verfasser zunutze gemacht und bei Gelegenheit seiner beruflichen Tätigkeit mancherlei in Erfahrung zu bringen gesucht, was hier als der Kern seines Werkes wieder erscheint. Dazu kommt weiteres Material, welches er durch Versendung von Fragebogen an Ärzte, Apotheker, Lehrer, Geistliche und von Hebammen erhielt; ferner wurde natürlich die Literatur berücksichtigt, und da diese zum Teil solchen Quellen entnommen ist, welche im Ausland weniger bekannt und zugänglich sind, so dürften auch diese Angaben vielen willkommen sein. Die Anordnung des Stoffes richtet sich nach der Systematik der Krankheiten. Zuerst wird Schwangerschaft, Geburt und Kindbett behandelt; dann folgen die Kinderkrankheiten, Geistes-, Augen-, Ohrenkrankheiten, Erkrankungen der Atmungs-, Verdauungs- und Geschlechtsorgane, Infektionskrankheiten, Hautkrankheiten, Chirurgisches und rheumatische Erkrankungen. Die Einzelheiten lassen sich hier natürlich nicht zusammenfassen; man wird manchen interessanten Fund machen. Als Beispiel führe ich an das Inserat aus dem „Nieuwsblad voor Neederland“ von 1907: „Mejuffr. N. N., Planeet- en Handlijnkundige, is met en helm geboren. Geeft opheldering in alle zaken, is elken dag te spreken“ — ein interessanter Beleg dafür, wie allgemein verbreitet in Holland noch heute der Glaube sein muss, dass ein 'im Helm' oder, wie wir sagen würden, 'in der Glückshaube' geborener Mensch mit übernatürlichen Kräften begabt sei. Von den Abbildungen stellt die eine ein Amulett gegen die Fraisen vor: an einer Schnur sind aufgereiht eine Elensklaue, ein in Silber gefasstes Maulwurfspötchen, eine ohrförmige Muschel und ein mit einer eingeschnittenen, angeblich Jesus vorstellenden Figur geschmückter violetter Stein, gleichfalls beide in Silber gefasst; das Mittel wird verliehen und dem Leidenden unter das Kissen gelegt. Man erkennt hier auch sonst beliebte Fraismittel wieder. Die andere Abbildung zeigt drei gegen die fallende Sucht gebrauchte Zettel mit einem Gebet an die h. drei Könige von Köln (welche vor Maria mit dem Kinde 'niederfielen') aus dem 19. Jahrhundert; eines derselben ist in französischer, die anderen beiden in holländischer Sprache abgefasst; sie befinden sich in der Kgl. Bibliothek zu 's Gravenhage.

Berlin.

Paul Bartels.

## Notizen.

Achtzehnhundertneun, die politische Lyrik des Kriegsjahres, herausgegeben von R. F. Arnold und K. Wagner. Wien 1909. XXIX, 482 S. geb. 20 Mk. (Schriften des Literarischen Vereins in Wien 11). — Die österreichische Jahrhundertfeier der Schlacht von Aspern und der Tiroler Kämpfe gegen Napoleon I. und seine Verbündeten hat neben wissenschaftlichen und gemeinverständlichen Rückblicken auch das vorliegende Buch zeitigt, in dem der Wiener Literarhistoriker Prof. Arnold mit einem jüngeren Mitarbeiter eine überraschend reiche, um nicht zu sagen erschöpfende Sammlung der österreichischen Kriegsliteratur jenes Vorspiels zu dem deutschen Befreiungskriege von 1813 aus Zeitungen, Flugblättern und Handschriften mit allen wünschenswerten historischen, sprachlichen und literarischen Erläuterungen vor uns ausbreitet. Die grosse Zahl von 172 Liedern, die während dieses einzigen Jahres in Österreich entstanden, hat allerdings noch besondere Gründe. Mit Bewusstsein suchte die Regierung damals ausser ihren politischen und militärischen Reformen auch durch eine literarische Agitation in Prosa und Versen den Patriotismus des Volkes zu erwecken und zu steigern. Namentlich die neue Schöpfung der Landwehr ward von H. J. v. Collin, der als Vorläufer des Hoffmannschen Liedes 'Deutschland über alles' ein 'Österreich über alles' (S. 50) dichtete, u. a. in geschickter Weise verständlich gemacht. Neben Collin, Friedrich Schlegel, Schleifer und Zoller marschieren freilich manche matte Reimer mit Reminiszenzen an Klopstock und Schiller auf; doch auch das ältere Soldatenlied vom Prinzen Eugen klingt kräftig nach, und viele mundartliche Gedichte unbekannter Verfasser treffen den echten Volkston. So schliesst eine derwitzige Satire auf die in Tirol eingedrungenen Bayern mit den launigen Versen (S. 226):

Gemacht habens unser vier:	Und werdt mich nicht verrathen;
Ich, Tinte, Feder und Papier.	Sonst käm ich auf die Polizey,
Ihr seyd ja Kameraden	Und da wär aller Spass vorbei.

Wirkliche Volkslieder von kühner und leidenschaftlicher Färbung finden wir insbesondere in der Gruppe, welche die Heldenkämpfe der Tiroler darstellt. Dass Andreas Hofers treuerherziges Sterbelied 'Ach Himmel, es ist verspielt' (S. 270) von Hofer selber herrührt, wie Hörmann annimmt, möchten wir entschiedener als die Herausgeber bezweifeln. Rühmenswert ist die musterhafte Textbehandlung und die ausgiebige sachliche Erläuterung, um deren willen das Werk R. v. Liliencrons schöner Sammlung unsrer älteren historischen Volkslieder an die Seite gestellt zu werden verdient.

A. Brunk, Osnabrücker Rätselbüchlein (Progr. des Gymn. zu Osnabrück 1910, Nr. 429. 84 S.). — Die oben 17, 298—307 herausgegebene Sammlung erscheint hier von 106 auf 343 Nummern vermehrt und mit einer hübschen Einführung.

A. Freybe, Das deutsche Haus und seine Sitte. 2 Teile. Gütersloh, Bertelsmann 1910. VIII, 163. X, 223 S. 5 Mk. — F. behandelt nach einer in Riehls Weise gehaltenen Einleitung die Herd und Haus gründende, die bekennende und heiligende, die gesellig verbindende, die warnende und bewahrende, die schmückende und die trauernde und tröstende Sitte. Der Wert seines nachdrücklich auf die ethischen Werte der Volkssitte hinweisenden Buches beruht weniger in den hier zusammengetragenen Materialien, bei deren Auswahl er von den neueren landschaftlichen Forschungen nur selten Notiz nimmt und zuweilen (in Mythologie, Etymologie, Hausbauforschung usw.) kritische Vorsicht vermissen lässt, als auf den Anregungen, die er damit weiteren Kreisen, besonders Geistlichen und Lehrern, zum Nachdenken und zur Schonung bestehender Bräuche gibt. Der erste Teil war bereits 1892 zum ersten Male erschienen.

C. Catharina van de Graft, Palmpaasch, een folkloristische studie van palmzondaggebruiken in Nederland. Dordrecht, C. Morks Cz. 1910. 72 S. mit 13 Tafeln. — Die aus einer kleinen, aber methodisch angelegten Abhandlung (s. oben 17, 357) erwachsene Studie schildert die durch umständliche Nachfragen ermittelte Verbreitung der verschiedenen Formen des mit einem Kranz und Vogel aus Brotteig u. a. verzierten Palmsonntagszweiges, mit dem die Kinder in Holland herumziehen und singend Gaben

heischen. Natürlich stammt der Brauch aus der kirchlichen Sitte des Mittelalters, an diesem Tage mit grünen Zweigen in Prozession hinter dem Palmesel herzuführen; aber die mit der neueren volkskundlichen Forschung vertraute Verfasserin weist noch weiter zurück auf die altgriechische Eiresione und die heidnischen Opferkuchen, um endlich in den letzten Kapiteln die nld. Zeugnisse und Bilder aus dem 17. bis 18. Jahrhundert und die neueren Palmzweiglieder und deren Weisen vorzuführen. Die Illustrationen, insbesondere die farbige Reproduktion eines Gemäldes von J. Buys (1772), sind wohl gelungen. — Vgl. G. Schmidt, Palmsonntagszweige in Westböhmen (Zs. f. öst. Vk. 15, 153f.).

M. Herrmann, Bilder aus dem Kinderleben des 16. Jahrhunderts (Mitteilungen der Ges. f. deutsche Erziehungsgeschichte 20, 125—145). — Zehn Abbildungen aus den in Braunschweig befindlichen Trachtenbüchern des Augsburgers Matthäus Schwarz und seines Sohnes.

M. Höfler, Die Schnecke (Die Propyläen 7, Nr. 25, S. 392—394. München 1910).

Jakob Hurt, Setukeste laulud: Setukesian songs, the old folksongs of the Esthonians in the government Pskov and in two neighbouring parishes of Lifland, with a summary in german, 1—3. Helsingfors 1904—1907 (Monumenta Estoniae antiqua 1, 1—3; Carmina popularia = FF Publications, northern series 1). XL, 736, 88. XXVIII, 710, 168. IX, 474, 137 S. 42 Mk. — Von den grossen Sammlungen zur estnischen Volkskunde, die der 1907 verstorbene Pastor Hurt zusammengebracht hat, liegen nunmehr die Lieder der orthodoxen Pleskauer Esten in vollständigem Textabdrucke vor. Es sind 268 epische und 699 lyrische Texte in dem bekannten Versmasse von vier Hebungen ohne Auftakt; Melodien fehlen. Leider konnte Hurt nicht gleich seinen Vorgängern Neus und Kreuzwald (1850ff.) eine vollständige Verdeutschung begeben, sondern wurde durch den gewaltigen Umfang seines Werkes genötigt, sich auf eine angehängte Inhaltsangabe in deutscher Sprache zu beschränken. Auch für diese sind wir sehr dankbar, da wir so erwünschten Einblick in die Gemütswelt des Estenvolkes und die verwendeten Motive gewinnen. Wenn in den 'mythischen' Liedern Sonne, Mond und Sterne als Freier einer Jungfrau auftreten oder ein Sonnensohn erstochen wird, so scheint dies mehr eine poetische Hyperbel als eine mythologische Figur zu bedeuten; nur vom Hause des Totengottes Tooni herrscht eine konkretere Anschauung. Bäume, Sterne, ein Schmuck werden redend eingeführt, Vögel als Boten oder als Lehrer des Gesanges; der Schlaf, das Lied, die Lustbarkeit werden personifiziert; ein eigentümliches Symbol bildet das 'Liebesblatt' (1, 12), das ein Mädchen im Walde findet, aber nicht eher aufzuheben vermag, als bis sie ihren Schmuck, ihre gesamte Aussteuer, ihr Haus mit allen Brüdern versprochen hat; wie sie darauf heimkommt, ist das Haus samt den Ibrigen in einem See versunken. Bekannte epische Stoffe sind die Losgekaufte (Erk-Böhme nr. 78), das in den Krieg entbotene, aber durch seinen Bruder vertretene Mädchen, die Mutter und die Spinnerin (Erk-Böhme nr. 838), die zum Lachen gebrachte Prinzess (Grimm KHM. 64), ätiologische Fabeln von Pferd, Ochs, Espe, der mit Maria (nicht Petrus) wandernde Christus. Eine eigentümliche Erscheinung ist die Zusammenschweissung von zwei oder drei epischen Liedern zu einem neuen. Die im 2. und 3. Bande enthaltenen lyrischen Stücke betreffen die verschiedenen Lebensstände, Beschäftigungen, Spiele und Feste. Den meisten Raum nahmen die Hochzeitsgesänge ein, welche das bei dieser Feier übliche umständliche Zeremoniell zeigen; bei jeder einzelnen Handlung wird gesungen, und für alle Gäste und alle Verhältnisse gibt es besondere Lieder, so z. B. wenn eine Einladung an die verstorbenen Eltern im Grabe oder an einen früheren Liebhaber der Braut ergeht, wenn der Bräutigam eine Witwe oder ein gefallenes Mädchen ehelicht oder selber ein 'Gefallener' ist. Wir erhalten ferner Begräbnislieder, Gesänge beim Johannisfeuer, für den Martins-, Annen-, Katharinentag, Aufzählungen der Flachsarbeiten, Klagen des Rekruten, der Magd, der Waise, der unglücklichen Frau, Lügenlieder, Tierfabeln wie das Begräbnis der Bremse, des Hasen Klage usw. Das eigentliche Verdienst des Sammlers kann natürlich nur ein Kenner der estnischen Sprache würdigen, aber auch so gebührt der Finnischen Literaturgesellschaft lebhafter Dank, welche diesen Schatz allgemein zugänglich gemacht und an die Spitze der Veröffentlichungen der Folklore-Fellows Society gestellt hat, von denen schon oben 19, 233 (Thuren; vgl. unten S. 347 Launis) die Rede war.

A. Koskenjaakko, Koira suomalaisissa ynnä virolaisissa sananlaskuissa (Der Hund in finnischen und estnischen Sprichwörtern). Diss. Helsingfors 1909. 142 S.

Das Land, Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten der Landbevölkerung, Organ des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Organ des Deutschen Landpflegeverbandes. Herausgeber Prof. Heinrich Sohnrey, 18. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1910. 24 Nr. 4<sup>o</sup>. 6 Mk. — Unter den Zeitschriften, welche sich mit deutscher Volkskunde beschäftigen, nimmt 'Das Land' nicht die letzte Stelle ein. Die Ziele, welche diese von Heinrich Sohnrey im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegebene Halbmonatsschrift verfolgt, decken sich in manchen Punkten mit den Bestrebungen der Vereine für Volkskunde. Dafür legt besonders der Abschnitt 'Heimat und Volkstum' in jener Zeitschrift beredtes Zeugnis ab. Diese Abteilung ist eine reiche Fundgrube von Originalberichten über alle Gebiete der Volkskunde. Die grosse Zahl der Mitglieder des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege — nach dem letzten Geschäftsbericht sind es über 5000 persönliche und etwa 450 korporative — diese grosse Zahl, denen allen die Zeitschrift 'Das Land' zugeht, bürgt für eine weite Verbreitung und Kenntnismahme der volkswundlichen Artikel durch ein hierfür besonders interessiertes Publikum. Wir haben daher aus diesen Anregungen auch weiterhin viele schätzenswerte Beiträge zu erwarten und können für die Pflege und Bewahrung volkstümlicher Überlieferungen aller Art die besten Hoffnungen auf 'Das Land' setzen. — Was die Hauptziele des 'Deutschen Vereins' betrifft, so liegen sie auf dem Gebiet der praktischen Arbeit und Sorge für das Wohlergehen der Landbevölkerung in geistiger, körperlicher und sozialer Hinsicht. Diese Bestrebungen müssen jedem höchst dankenswert erscheinen, der für die Zukunft unseres Volkes besorgt ist und in der Abwanderung der Landbevölkerung in die grossen Städte keine naturnotwendige Erscheinung erblickt, sondern eine Krankheit, deren Heilung uns allen am Herzen liegen muss. In der richtigen Erkenntnis, dass die Liebe zur Heimat viel zur Bekämpfung des Übels der Landflucht beitragen kann, hat der Herausgeber des 'Land' der geistigen Waffe der Volkskunde in seiner Zeitschrift Raum gewährt und bekämpft so durch die Kunde von der deutschen Eigenart in Wohnbau, in Tracht, Gerät, Glaube, Brauch und Sitte die Gleichgültigkeit gegen die Grundlagen menschlicher Zufriedenheit und irdischen Glücks, Heimat und Vaterland. — Um nun auch einige Beispiele aus dem Inhalt der besprochenen Zeitschrift zu geben, sei der laufende 18. Jahrgang herangezogen. Da finden wir eine von Chr. Schlag in Weida verfasste ausführliche Schilderung des Spinn- und Hutzenstubenwesens im Vogtlande und in Ostthüringen im 2. bis 4. Heft, eine Beschreibung des interessanten Richtfestes in Nordhannover von Joh. Autlos in Lüneburg im 8. Heft, dann eine lebensvolle Besprechung der Adventsgebräuche im Böhmerwalde von Joh. Peter im 5. und von demselben im 12. Heft einen Aufsatz über das 'Eierpecken', eine Ostersitte im Böhmerwalde. Schliesslich sei noch ein anderer, vom Pfarrer Wildhagen zu Cumlosen im Heft 13 beschriebener Ostergebrauch aus der Priegnitz erwähnt, der 'Brautball' und 'Brautschiebel' heisst. Das sind zwar alles Volksbräuche, welche sich nicht nur in den angegebenen Orten finden, sondern weit verbreitet sind oder waren, aber ihre Schilderung ist teils unmittelbar aus dem Leben oder der Erinnerung der ehemals dabei Beteiligten geschöpft und deshalb von Wert, zumal auch immer einige lokale Besonderheiten mit unterlaufen, die bei systematischen Untersuchungen wichtig werden können. So ist die Zeitschrift 'Das Land' allmählich zu einer zeitgenössischen Quellensammlung für deutsche Volkskunde geworden, welche eine ausführlichere Besprechung und Empfehlung an dieser Stelle rechtfertigt. (Karl Brunner.)

*Λαογραφία, δελτίον τῆς ἐλληνικῆς λαογραφικῆς ἐταιρείας, τόμος Α', τεῦχος Δ'* (Athen, Beck & Barth. 1910. S. 461—732). — Das Schlussheft des 1. Bandes der von N. G. Polites vortrefflich geleiteten Zeitschrift enthält eine ausführlich ikonographische Studie von A. Adamantios über die auf Elfenbeinreliefs, Miniaturen, Wandgemälden und Holztafeln dargestellte Keuschheitsprobe der Jungfrau Maria mittels des Fluchwassers (4. Mose 5, 17); ferner mehrere Lieder und Rätsel, einen Traktat über die Bedeutung der Muttermaler und einen Brief C. Dapontes, alles von A. Papadopoulos-Kerameus aus Hss. hervor- gezogen; K. D. Papajoannides, 68 Volkslieder aus Sozopolis; E. Kurilas, 30 alba-

nesische Sprichwörter; *Polites*, Volkskundliche Zeitschriftenschau. Ausserdem Miscellen, Mitteilungen, Bücherbesprechungen, Register.

Armas Launis, Lappische Juoigos-Melodien gesammelt und hsg. Helsingfors 1908. LXIV, 209 S. 10 Mk. (*Mémoires de la soc. finno-ougrienne* 26 = F. F. Publications, northern series no. 3). — 712 in Finnisch- und Norwegisch-Lapland gesammelte Liedweisen (Juoigos) bietet uns L., ein Schüler Ilmari Krohns. Die Texte bestehen oft nur aus dem oft wiederholten Namen des besungenen Menschen, Tieres oder Ortes mit einigen Füllworten oder aus einem charakteristischen Ausspruch: 'Piera: Ich habe kein Mädchen gesehen, um dessen willen ich mir das Gesicht waschen würde' (384), 'Klein Margit: Hätte ich doch Kadja Jovsa genommen, so hätte ich ein Kind im Zelte wiegen können' (468), 'Das Dampfschiff geht, das Wasser sprudelt' (712), 'Tag und Nacht arbeitet er, selbst Träume quälen ihn nicht' (18. Spott auf den Liedersammler). Wesentlicher sind die Melodien, für welche die Lappen ein feines Gehör und gutes Gedächtnis haben. Die einfache Melodik, welche dieselbe Tonfolge öfter wiederholt, bewegt sich meist in der pentatonischen Tonleiter; sehr entwickelt ist das rhythmische Gefühl, das öfter verschiedene Taktarten kombiniert. Angeordnet ist das reiche Melodienmaterial nach der Zahl der Akzente in der Zeile. Das S. I angeführte Werk von Wiklund (*Lapparnes sång och poesi*, Uppsala 1906) ist dem Ref. bisher unbekannt geblieben.

V. J. Mansikka, Kleinere Beiträge zur Balder-Lemminkäinen-Frage (Finnisch-ugrische Forschungen, Anzeiger 8, 206—217). — Slawische Apokryphen des 16. bis 18. Jahrh. schmücken den Kreuzestod Christi mit ähnlichen legendarischen Zutaten über den Kreuzesbaum, Gespräche mit Maria u. a. aus, wie sie Bugge für die nordische Balder-sage und Krohn für die finnische Lemminkäinen-Runen als Vorbild annahm.

Der älteste Text des Oberammergauer Passionsspieles, nach der Handschrift im Archiv des Hauses Guido Lang hsg. [von Georg Queri]. Oberammergau, Gg. Lang sel. Erben 1910. XLVII, 172 S. kl. 4°. Kart. 8 Mk. — Die Geschichte des berühmten Passionsspieles, das in diesem Sommer wiederum viele Tausende von Zuschauern in Oberammergau versammelt wird, liegt dank den Forschungen Aug. Hartmanns u. a. im wesentlichen klar vor uns. 1633 infolge einer Pest gestiftet, hat es im Laufe der Zeit eine Menge grösserer und kleinerer Abänderungen erfahren, die wir in drei Perioden gliedern können: 1. die des Meistersängerstiles seit 1662, 2. die des Jesuitenstiles seit 1750, 3. die des Prosadialoges seit 1811. Der gegenwärtige Spieltext (gedruckt 1900) ist seit 1850 vom Pfarrer Daisenberger verfasst auf Grund der 1811 von P. Ottmar Weiss unternehmenen Neugestaltung; Weiss hatte die prunkvollen allegorischen Figuren, die krasse Ausmalung von Judas Selbstmord u. ä. in der Fassung des P. Ferd. Rosner aus Kloster Ettal (1750) gestrichen und die schwülstigen Verse durch einen auf den Bibeltext zurückgehenden Prosadialog ersetzt, in den er alttestamentliche Vorbilder und Liederstrophen einlegte. Rosners Text, der schon 1780 durch M. Knipfelberger aus Ettal überarbeitet ward, ist uns bisher nur durch einzelne Proben bekannt; dagegen liegt die älteste erhaltene Gestalt des Passionsspieles vom Jahre 1662 uns jetzt in einem wortgetreuen, vorzüglich ausgestatteten und mit Dürerschen und Altdorferschen Holzschnitten gezierten Abdruck vor, in dem wir nur eine Zählung der Verse vermissen. Die Einleitung macht keine gelehrten Ansprüche, fügt aber den bereits früher ermittelten Tatsachen einige neue Mitteilungen, besonders über Rosners Stück, und zwei aus Oberammergauer Hss. geschöpfte Weihnachtslieder hinzu. Der Text ist, wie Hartmann 1880 darlegte, keine Originaldichtung, sondern aus zwei Augsburger Passionsspielen, einem anonymen des 15. Jahrhunderts und einem 1566 gedruckten des Meistersängers Seb. Wild, in ziemlich mechanischer Weise zusammengesetzt; er reicht also wirklich teilweise bis ins Mittelalter zurück und streckt seine Wurzeln sogar über Deutschlands Grenzen hinaus. Denn wie im Archiv für neuere Sprachen 105, 1 gezeigt wurde, fusst Wilds Drama auf dem lateinischen 'Christus redivivus' des Oxforder Magisters Nicholas Grimald, der 1556 von Augsburger Gymnasiasten aufgeführt wurde. So bildet der uns jetzt zugänglich gemachte Oberammergauer Spieltext von 1662 für die Geschichte des Volksschauspieles ein wertvolles Dokument, an dem sich die überraschende Fortdauer der mittelalterlichen Kunstübung gut studieren lässt.

A. Olrik, *Irmisul og gudestøtter* (Maal og minne 1910, 1—9). — Die Säulen mit dem Götternagel, die im Hause der altnordischen Häuptlinge neben dem Ehrensitze standen hatten, wie aus einem Vergleiche der altdeutschen Irmisäule (universalis columna, quasi sustinens omnia) und der noch im 18. Jahrhundert bei den Finnen verehrten 'Weltpfiler' erhellt, die zweifache Bedeutung einer die Welt tragenden Säule und eines rohgeschnitzten Götterbildes.

W. Ohnesorge, Deutung des Namens Lübeck, verbunden mit einer Übersicht über die lübischen Geschichtsquellen sowie über die verwandten Namen Mitteleuropas, ein Beitrag zur deutschen und slawischen Ortsnamen-Forschung. Progr. des Katharineums. Lübeck 1910. 104 S. — Ein erweiterter Abdruck der oben 19, 469 angezeigten Abhandlung.

A. Playfair, *The Garos*. With an introduction by Sir J. Bampfylde Fuller. London, D. Nutt 1909. XVI, 172 S. mit Illustrationen und Karten. 7 sh. 6 d. — Die Garos sind ein aus Innerasien nach Assam eingewanderter Stamm am Brahmaputra, der inmitten des dortigen Völkergemisches viel von seiner Eigenart bewahrt hat. Ihre Sprache gehört der tibetanischen Gruppe an, enthält aber auch türkische Elemente. Die Sitte des Matriarchates haben sie mit den benachbarten Khasis gemeinsam, über die eine tüchtige Monographie von Major Gurdon (s. oben 17, 357) vorliegt. Nach dem Muster dieses Werkes ist auch das vorliegende Buch des Majors P. disponiert; es behandelt in sieben Abschnitten mit militärischer Knappheit Allgemeines, häusliches Leben, Gesetze und Sitten, Religion, Volksüberlieferungen, Vermischtes, Sprache. Ohne auf die Götterwelt der Garos, ihre geschnitzten Ahnenpfiler, die zahllosen Ohrringe u. a. einzugehen, weisen wir nur auf die S. 118—146 mitgeteilten Erzählungen und Lieder hin. Ausser einer Lokalsage und mehreren Tiermärchen (warum der Rattenschwanz kahl; der Regenwurm; der Krebs rettet seine Freundin, die Bachstelze) begegnet ein hübsches Märchen von der Jungfrau Singwil, die, um einer harten Mutter zu entrinnen, sich in eine Taube verwandelt, von einem Jüngling gefangen und geheiratet wird und diesen dreimal vom Tode errettet: ferner eine Totenklage, ein Liebesduett und Festgesänge.

J. E. Rabe, *Kasper Putscheneller* (Mitt. aus dem Quickborn 3, 69—83. Hamburg 1910). — Anziehende Mitteilungen über Hamburger Kasperlespiele und deren Abbildungen, Abdruck einiger Szenen. — Vgl. A. Delen, *Het poppenspel in Vlaanderen* (Elsevier 1910, 96—115).

A. Richter, *Deutsche Redensarten sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert*, dritte vermehrte Auflage hsg. von O. Weisc. Leipzig, F. Brandstetter 1910. II, 238 S. 2,40 Mk. — Die nützliche, dem Buche von Borchardt-Wustmann verwandte Sammlung erscheint hier auf 212 Nummern vermehrt. Die neuere Literatur hat W. berücksichtigt und bei zweifelhaften Erklärungen meist Vorsicht beobachtet. Doch ist Nr. 42 'Es ist die höchste Eisenbahn' ohne Quellenangabe wörtlich aus dieser Zs. 12, 348 übernommen, während andre Zeitschriftenartikel sorgsam gebucht werden.

E. Rolland, *Faune populaire de la France* tome 11: *Reptiles et poissons*, première partie. Paris 1910. VII, 255 S. 8 Fr. — Zu den sechs Bänden seines ausgezeichneten Werkes über die Tierwelt im französischen Volksmunde (1877—83) hatte der unermüdliche Sammler R. eine im Selbstverlage erscheinende Ergänzung begonnen und bereits drei Bände (7. 8. 12.) veröffentlicht, als ihn am 24. Juni 1909 der Tod abrief. Aus seinem Nachlasse gibt nun sein Freund H. Gaidoz, der auch die Fortführung der 'Flore populaire' (1—7. 1896—1906) und der Zeitschrift 'Mélusine' übernommen hat, den 11. Band heraus, welcher die Reptilien und die Fische vom Haifisch bis zum Hering behandelt. Die knappe und übersichtliche Einrichtung, nach der die zahlreichen mundartlichen Bezeichnungen der romanischen und germanischen Sprachen, die Redensarten, Meinungen, Bräuche, Märchen usw. aus den letzten vier Jahrhunderten nebst Quellenangabe vorgeführt werden, ist dieselbe geblieben. Für Volkskundler und Sprachforscher eine wahre Fundgrube.

P. Sartori, *Sitte und Brauch*, 1: *Die Hauptstufen des Menschendaseins*. Leipzig, W. Heims 1910. VIII, 186 S. 2 Mk. (Handbücher zur Volkskunde 5). — Mit besonderer Freude begrüßen wir den neuen Band der volkskundlichen Handbücher, der uns eine längst ersehnte zuverlässige Zusammenfassung des in Büchern und Zeitschriften verstreuten Materiales über die an Geburt, Hochzeit und Tod anknüpfenden Bräuche des

deutschen Landvolkes bietet. Mit wissenschaftlichem Takte sind dabei die wichtigsten Berichte ausgewählt und knapp, aber hinreichend deutlich die Besonderheiten einzelner Landschaften, die sich neben aller Gemeinsamkeit geltend machen, hervorgehoben. Zur Erläuterung hat der Vf. mehrfach auf verwandte Bräuche anderer europäischer und ausser-europäischer Völker verwiesen, bei der Deutung aber durchweg Vorsicht geübt. Die reichhaltigen Quellennachweise nehmen zumeist die untere Hälfte jeder Seite ein, öfter auch mehr. Auf S. 101—186 folgt ein gut ausgewähltes Literaturverzeichnis.

E. L. Schmidt: Johannes Bohemus, Das deutsche Volk (1520). Progr. des k. Luisengymnasiums zu Berlin 1910. 63 S. — Aus dem ersten wissenschaftlichen Kompendium der Völkerkunde, dem von Seb. Franck, Münster u. a. ausgeschriebenem Werke des Humanisten J. Bohemus 'Omnium gentium mores, leges et ritus' druckt S., der bereits 1904 die Anfänge der deutschen Volkskunde sachkundig dargestellt hatte (oben 15, 360), die Kapitel 12—17 des 3. Buches, die von den Sachsen, Westfalen, Franken, Schwaben, Bayern handeln, mit einer kurzen Einleitung ab. Er empfiehlt diesen Text nicht nur den Freunden der Volkskunde, sondern auch den Gymnasiasten als Klassen- oder Privatlektüre.

H. Schuchardt, Sachwortgeschichtliches über den Dreschflegel (Zs. f. romanische Philologie 34, 257—294).

H. Stahl, P. Martin von Cochem und das 'Leben Christi', ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Volksliteratur (Beiträge zur Literaturgeschichte und Kulturgeschichte des Rheinlandes 2). Bonn, Hanstein 1909. VIII, 200 S. 4,50 Mk. — Während die protestantische Erbauungsliteratur in H. Beck (1883) einen Darsteller fand, ist die religiöse Volksliteratur der Katholiken lange ein vernachlässigtes Gebiet geblieben. Doch hat schon Scherer nachdrücklich auf die Bedeutung des Kapuzinerpaters Martin von Cochem (1634—1712) hingewiesen. Unter den Werken dieses fruchtbaren Schriftstellers verdient neben dem 'Historybuch', aus dem die Volksbücher von Griseldis, Hirlanda, Genovefa, Elisabeth von Thüringen geflossen sind, namentlich sein 1677 erschienenenes und unzählige Male aufgelegtes 'Leben Christi' Beachtung. Ihm gilt die vorliegende fleissige Arbeit. Stahl zeigt an einzelnen Kapiteln, dass M. durchweg kompilatorisch verfuhr und aus lateinischen und deutschen Quellen (Bernhard, Bonaventura, Walasser, Stanihurstus, Quaresmius usw.) alle Züge zusammentrug, die dem Volke verständlich waren und die heilige Geschichte anschaulicher und ergreifender machen konnten, wie er sich jedoch zugleich in die Seelenzustände seiner Personen hineinversetzte, so dass ihn ein rationalistischer Kritiker nicht ohne Grund den Oberseufzervorschnneider nannte. M. hat zwar nicht aus älteren Passionspielen geschöpft, wie Wackernell annahm, wohl aber auf die späteren Volksdramen eingewirkt.

G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit. 2. Auflage. Leipzig, Teubner 1910. IV, 136 S. geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt 75). — Die zunächst als Einleitung in St.s 'Geschichte der deutschen Kultur' gedachte Schilderung der germanischen Urzeit berücksichtigt durchweg die neuesten Forschungen, ohne im Widerstreit der Meinungen jedesmal Partei zu ergreifen. Die durch gute Literaturnachweise gestützte Orientierung über die vorrömischen Einflüsse, die mit andern Völkern gemeinsamen Züge, den verhältnismässig hohen Stand des Ackerbaues und der Kultur überhaupt u. a. wird vielen willkommen sein, zumal der Vf. auch in schwierigen Fragen ein massvolles und besonnenes Urteil bewährt.

Gertrud Stockmayer, Über Naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert. (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hrsg. v. Walter Goetz, Heft 4) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1910. VI, 86 S. — Dass man seit einiger Zeit daran geht, Alfred Bieses schätzbare Arbeiten zur Geschichte des Naturgefühls zu ergänzen und zu vertiefen, ist gewiss erfreulich, nur sollte man nicht unterlassen, sich zuvor über den keineswegs eindeutigen Terminus 'Naturgefühl' etwas genauer zu verständigen. Vieles, was die Verf. mit anerkennenswertem Fleiss und in übersichtlicher Gliederung aus den spröden Quellen des 10. und 11. Jhs. zusammengestellt hat, scheint mir weniger Naturgefühl zu bezeugen als ein gewisses, zum Teil sehr verstandesmässiges Verhalten zur gegenständlichen Welt. Ja oft genug bin ich zweifelhaft, ob überhaupt eine Relation zu den Dingen stattgefunden hat und nicht vielmehr lediglich die Sprachmühle in Bewegung

gesetzt worden ist. Denn das Material besteht häufig aus stereotypen Metaphern und Gleichnissen, vor allem aber aus antiken Zitaten, über deren Verwendbarkeit für Untersuchungen dieser Art die Verf. sich doch wohl täuscht (S. 5). Ich leugne nicht, dass ein Zitat von wirklichem Gefühl eingegeben sein kann, aber wann dies in den behandelten Jahrhunderten der Fall war, lässt sich bei dem eigentümlichen, ganz und gar von Wendungen aus dem (heidnischen und christlichen) Altertum durchtränkten Sprachgebrauch jener Zeit schwerlich feststellen. Trotz diesen prinzipiellen Bedenken wird der Kulturhistoriker die Arbeit mit Interesse durchsehen und sich diesen oder jenen Hinweis zunutze machen. Zu der Bezeichnung der Jungfrau Maria als 'maris stella' (S. 23) wäre auf Hrotsvithas 'Abraham' (ed. Strecker S. 164 Z. 12ff.) zu verweisen gewesen. (H. Michel.)

Albert Thümmel, Der germanische Tempel. Leipziger philosophische Dissertation. Halle, E. Karras 1909. 124 S. Mit 2 Karten. (Auch abgedruckt in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache 35, 1. Heft). — Der weitaus grösste Teil dieser vortrefflichen Arbeit beschäftigt sich mit dem isländischen Tempelbau, von dem der Verf. auf Grund archäologischer und literarischer Untersuchungen ein sehr anschauliches Bild entwirft. Auch die Bemerkungen über den Berg- und Waldkult der Germanen sowie andere religionsgeschichtliche Erwägungen sind für unsere Zwecke beachtenswert. Vgl. Stutzs lehrreichen Aufsatz 'Arianismus und Germanismus' (Internationale Wochenschrift 1909, Nr. 50—52) und Gudmundssons ergänzende und berichtigende Besprechung (Deutsche Literaturzeitung 1910, Nr. 17). (H. Michel.)

G. Upmark, En gesällbok från 1700-talet (Fataburen 1909, 37—45). — Handwerksgebrauch der Zinngiessergesellen, 1755 von C. F. Baldthoff in Stettin aufgezeichnet.

O. v. Zingerle, Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg, mit Sacherkklärungen hsg. Innsbruck, Wagner 1909. IX, 401 S. 14 Mk. — Ein für die deutschen Privataltertümer höchst wertvolle Quellenpublikation. Einzelne Hausinventare sind wohl bisher in Zeitschriften abgedruckt, so oben 17, 454; hier aber erhalten wir zum ersten Male eine Sammlung, die ein bestimmtes Gebiet und eine bestimmte Zeitperiode ausschöpft, nämlich 82 Inventare von Tiroler Burgen, sowie von einigen städtischen Behausungen und Kirchen, sämtlich aus dem 15. Jahrhundert, durchweg dem Innsbrucker Statthaltereiarhive entnommen. Besonderen Dank verdienen des Herausgebers Sacherkklärungen, die er auf S. 240—392 in lexikalischer Form neben dem Personen- und Ortsverzeichnis und dem Verzeichnis der Wertansätze uns darbietet; sowohl die Kulturgeschichte und Volkskunde als die deutsche Wortkunde wird daraus Gewinn ziehen.

---

Aus den

## Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

---

Freitag, den 22. April 1910. Der Vorsitzende, Hr. Geheimrat Prof. Dr. Roediger, teilte mit, dass der Herr Kultusminister dem Verein wieder eine Beihilfe zur Herausgabe der Zeitschrift bewilligt habe. Der Unterzeichnete legte eine Reihe von bemalten und gefärbten Ostereiern aus der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde vor. Bereits in alter Zeit wurde das Ei als Auferstehungssymbol geschätzt; bei dem römischen Totenopfer spielte es eine bedeutsame Rolle, und schon im frühen Mittelalter ist die Sitte der Verspeisung von Ostereiern nachgewiesen. Die verschiedenen neueren Techniken der Verzierung von Ostereiern wurden eingehend besprochen und ihre Verbreitung festgestellt. Die drei Hauptarten der Verzierung sind erstens das einfache Färben ohne Musterung, besonders in roter Farbe, zweitens willkürliche Musterung der gefärbten Eier und drittens



Zeichnungen verschiedenster Art; unter letzteren besonders bemerkenswert das Wachsüberzugverfahren (zu vgl. mit dem Batiken der Malaien), hauptsächlich in slawischen Gebieten, und die Kratztechnik (Sgraffito), wo aus dem farbigen Grunde mit einem Instrument oder mit Scheidewasser (Vitriol) helle Muster oder Schriften herausgehoben werden. Dieses Verfahren ist ebenso wie das einfache Färben sehr weit verbreitet, nicht nur im deutschen, sondern auch im slawischen und ungarischen Gebiet. Andere Verzierungsarten, wie Bekleben und direktes Bemalen der Ostereier, sind weniger volkstümlich und vereinzelt. Bemerkenswert ist es dann noch, dass die Ostereier mit ihrem reichen Schmuck vielfach nicht zum Essen bestimmt sind, sondern als Stubenschmuck und wohl auch als Fruchtbarkeit erzeugende Symbole in den Bauernhäusern von einem Jahr zum andern aufbewahrt werden. — Im Anschluss daran legte Fr. M. Lauffer ein reich mit Filigran verziertes Osterei aus einem russischen Kloster, Hr. H. Sökeland ein solches aus dem Gasteiner Tal vor, welches im Innern einen Papierstreifen mit aufgeschriebenem Verse barg. Hr. Geheimrat Roediger zeigte mährische, im Wachsüberzugverfahren reich verzierte Ostereier und Ostergebäcke sowie einige auf Osterbräuche bezügliche Abbildungen. Er wies auf einen hier geschilderten Brauch, das sog. Schmackostern hin, welche Bezeichnung sich in slawischen und ehemals slawischen Gebieten vorfindet. Es ist das Berühren mit der Osterrute, die von Mannhardt als Dämonen vertreibende, Fruchtbarkeit weckende Lebensrute gedeutet wird. Auch St. Nikolaus wird von Mannhardt als lebenspendendes Wesen älterer Mythologie erkannt. Dass St. Nikolaus nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich um die Weihnachtszeit gefeiert wird, lehrte auch ein vorgelegtes Weihnachtsgebäck aus Rheims, das die Bischofsfigur zeigt. Hr. Dr. Bolte verwies auf einige neuere Veröffentlichungen, in denen das Palmaschen in Holland, das Todastragen u. dgl. in Böhmen geschildert wird. Hr. F. Treichel erwähnte schliesslich, dass in Westpreussen Ruten vorher ins Wasser gesetzt und zum Keimen getrieben werden, um sie alsdann zum Osterpeitschen, in der Mark auch Äschern genannt, zu benutzen. Er machte ferner auf Gebäcke aufmerksam, die Figuren darstellen mit einem ganzen Ei im Leibe; diese Gebäcke hat er in Berlin gesehen. Fr. E. Lemkeitelte ähnliche Beobachtungen aus Italien mit. Hr. Dr. Samter fragte nach der Bedeutung des Wortes Dingüs, welches in Posen zur Bezeichnung der österlichen Wasserbegiessung gebraucht wird. — Hr. Robert Mielke sprach dann über das Thema 'Von der Volkskunst zur Hausindustrie' unter Vorlegung von Gegenständen aus der Sammlung für deutsche Volkskunde. Er führte aus, dass die Auffassung des Wortes Volkskunst sehr verschiedenartig sei. Man soll den Begriff aber nicht zu eng fassen; er ist nicht auf das Landvolk zu beschränken, da auch in den Städten viel Volkskunst geleistet worden ist. Man kann in der Volkskunst drei Entwicklungsstufen unterscheiden: reine Volkskunst, dörfliches Handwerk und Heimindustrie. Bereits im 14. u. 15. Jahrh. geben die Weistümer an, was alles an volkkünstlerischen Leistungen auf einem Bauernhofe vorkommt. Was im Hause und in der Wirtschaft gebraucht wird, durfte vom Hausherrn und seinem Gesinde selbst hergestellt werden, darüber hinaus verboten die Zunftverfassungen zu gehen. Die fortschreitende Entwicklung zum Bezuge fertiger Waren setzte schon früh ein, ist aber je nach der Lage des Ortes und seinem Zusammenhange mit dem grossen Verkehr zeitlich sehr verschieden. Neben der alten Hauskunst bildete sich als Übergang zum Handwerk die Stör heraus, die im Gegensatz zum Handwerk keine Betriebsmittel voraussetzte. In Niederdeutschland wurde auf der ärmeren Geest die Stör, in den reichen Marschen das Handwerk bevorzugt. Was aus der Hand des Bauern oder ländlichen Handwerkers hervorging, darf nicht mit dem Masstabe

der historischen Stile gemessen werden. Für die Volkskunst sind andere Grundlagen vorhanden, so vor allem die textilen Arbeiten in Verbindung mit der Landwirtschaft. Allmählich entwickelte sich aus dem Hausfleiss eine mehr handwerkliche Spezialisierung und im 18. Jahrh. die Hausindustrie, indem die Vermittler oder Unternehmer die Arbeitskräfte nach dem Geschmack der Besteller modelten. Meist geschah das in landwirtschaftlich dürftigen Gebieten. Aber man sah bald, dass die Industrie schädliche Folgen für den Betrieb der Landwirtschaft hatte, und bereits 1765 fing man an sie einzuschränken. Aus dem Hausfleiss entwickelte sich die Hausindustrie, aus ihr die Fabrik. Im Gegensatz zur modernen Entwicklung setzte sich früher die Industrie vorwiegend da fest, wo die vorhandenen Einwohner aus äusseren Gründen keine genügenden Erwerbsmöglichkeiten, besonders in der Landwirtschaft hatten. So im Schwarzwalde, wo teilweise das Klima acht Monate im Jahre landwirtschaftliche Arbeiten unmöglich macht. Wenn man Volkskunst befördern will, soll man die landwirtschaftliche Grundlage nicht aus den Augen verlieren. Die Überzeugung von der Schädlichkeit der Industrie hat Riehl schon vor 60 Jahren ausgesprochen. Man soll vor allem keine Spezialmassenartikel von der Volkskunst herstellen lassen, da eine Änderung in der Konjunktur verderblich wirkt. Weniger gefährlich ist die künstlerische Individualisierung solcher Arbeiten. Da jedes Hausgewerbe abhängig ist von seinem Stoffe, so muss dieser nahe und leicht erreichbar sein. Dann können Versuche zur Wiederbelebung der Volkskunst aussichtsvoll sein, wenn Hauskunst und Handwerk sich verbinden.

**Freitag, den 27. Mai 1910.** Vorsitzender Geheimrat Prof. Dr. Roediger. Hr. Dr. Fiebelkorn legte eine grössere Anzahl von Trachtenpostkarten aus dem französischen Departement Savoyen vor, ohne aber die Tatsachen bestätigen zu können, da er die Trachten an Ort und Stelle nicht mehr feststellen konnte. Hr. Prof. Dr. Bolte besprach eine bemerkenswerte Veröffentlichung der Herren van Heurck und Boekenooogen 'Histoire de l'imagerie populaire flamande', welche eine grosse Anzahl volkstümlicher Bilderbogen z. T. nach den Originalstöcken und in Dreifarbindruck vereinigt. Er empfahl diese älteren, durch ihre volkstümlichen Personifikationen volkscundlich interessanten Bilderbogen auch in Deutschland zu sammeln, wie z. B. die Ruppiner, Stuttgarter und Münchener. Hr. Prof. Ludwig erwähnte, dass in einem Ruppiner Bilderbogen auch der Schwank von einer auf dem Wege zum Grabe erwachenden Scheintoten dargestellt sei. Hr. Maurer teilte mit, dass im Märkischen Museum eine Sammlung Ruppiner Bilderbogen vorhanden sei. — Der Unterzeichnete legte eine Anzahl deutscher Zunftaltertümer vor, die vor kurzem von der Sammlung für deutsche Volkskunde erworben wurden. Sie sollen mit den älteren Beständen vereinigt zum Ausbau einer Zunftstube im Museum benutzt werden. — Hr. Prof. Dr. Bolte sprach dann über die Sage von der erweckten Scheintoten. In der anschliessenden Diskussion, an der sich die Herren Direktor R. Meyer-Krämer, Sökeland, Roediger und Brucker beteiligten, wurde besonders betont, dass der Volksglaube noch immer an der Möglichkeit des Scheintodes festhält, trotzdem in neuerer Zeit noch kein solcher Fall wissenschaftlich einwandfrei festgestellt wurde. Hr. Dr. Hahn regte an, in der ersten Sitzung des Herbstes eine Besprechung des germanischen Schwertanzes stattfinden zu lassen. Der Vorsitzende teilte mit, dass der Verein im Laufe des Winters sein 20jähriges Bestehen werde feiern können, und wünschte ein gesundes Wiedersehen in der ersten Sitzung nach den Ferien am 28. Oktober.

Steglitz.

Karl Brunner.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: P. Beck, Historische Lieder; J. Bolte, Das Märchen von den Tieren auf der Wanderschaft; Die Erzählung von der erweckten Scheintoten; Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein; A. Hauffen, Geschichte der deutschen Volkskunde (Schluss); H. Heufft, Westfälische Hausinschriften (Forts.); M. Höfler, Aus dem Cleveschen; Volkskundliches aus dem Isartale; B. Ilg, Maltesische Legenden (Forts.); R. Loewe, Weiteres über Rübezahl im heutigen Volksglauben; L. Mangler, Zwei geistliche Lieder aus dem Odenwalde; O. Menghin, Ein Weihnachtzeltenspiel aus Tirol; K. Rhamm, Die altgermanische Wirkgrube; O. Schell, Die Eberesche im Glauben und Brauch des Volkes; E. Schnippel, Leichenwasser; P. Schullerus, Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis der Romänen im Harbachtal; O. Schütte, Reime auf deutschen Spielkarten; Th. Siebs, Sylter Lieder; D. Stratil, Lieder aus dem Böhmerwald; A. Webinger, Volkslieder aus Oberösterreich; K. Wehrhan, Das Hickelspiel; zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

### Neue Erscheinungen.

- Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1909, 4 (Okt.-Dez.). 1910, 1 (Jan.-März).  
Nürnberg.
- Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Frauengruber und K. Kronfuss hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 12, 4—5. Wien, A. Hölder 1910.
- Elsässische Monatsschrift für Geschichte und Volkskunde hsg. von A. Fuchs 1, 1. Zabern, Fuchs 1910.
- Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (red. von C. Walther) 30, 6. Norden, Soltau 1909.
- Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, red. von A. Schullerus, 33, 4—5. Hermannstadt, W. Krafft 1910.
- Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde, red. O. Brenner, neue Folge 21. Augsburg, F. Bruckmann 1910.
- Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum, hsg. vom Direktorium, 1909. Nürnberg.
- Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme 5, 5. Dresden, Hansa 1910.
- Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, hsg. von M. Grunwald 13, 2. Wien, J. Schlesinger 1910.
- Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. Klasse 1910, Beiheft. Berlin, Weidmann.
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond 14, 1—2. Basel 1910.
- Unser Egerland, Blätter für Egerländer Volkskunde, hsg. von A. John 14, 4—6. Eger, Selbstverlag 1910.
- Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung H. Buchert 8, 1—3. München, Seyfried & Co. 1910.
- Zeitschrift für Ethnologie 42, 2. Berlin, Behrend & Co. 1910.
- Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1910, 2. Berlin, Allgem. deutscher Sprachverein.
- Zeitschrift für österreichische Volkskunde, red. von M. Haberlandt 16, 1—2. Wien, 1910.
- Zeitschrift für deutsche Philologie, hsg. von H. Gering und F. Kauffmann 42, 2. Stuttgart, Kohlhammer 1910.
- Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan, 7, 2. Elberfeld, Martini & Grüttesien 1910.
- Analeceta Bollandiana ed. C. de Smedt, F. van Ortroy, H. Delehaye, A. Poncetlet, P. Peeters et C. van de Vorst 29, 1—2. Bruxelles 1910.
- Azagrakan Handess (Zeitschrift der armenischen Gesellschaft für Volkskunde) 19, 1. Tiflis 1910.
- Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt, 19, 7—8. Prag, F. Šimáček 1910.
- Danske studier, udgivne af M. Kristensen og A. Olrik 1910, 1. København, Gyldendal.

- Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítője, szerk. Munkácsi B. és Sebestyén G. 21, 2. Budapest 1910. — A magyar nemzeti múzeum néprajzi osztályának értesítője, szerk. Semayer V. 11, 1–2. Budapest 1910.
- Ethnographische Sammlung hsg. von der Ethnogr. Kommission der Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg 26: W. Hnatjuk, Narodni opovidanja pro opriškiv. Lwow 1910.
- Fataburen, kulturhistorisk tidskrift utg. af B. Salin 1909, 1–4. Stockholm, Norstedt & söner 1910.
- Field Museum of natural history, publ. 140: Annual report for the year 1909. Chicago 1910.
- Finnisch-ugrische Forschungen, Anzeiger hsg. von E. N. Setälä, K. Krohn, Y. Wichmann, 8. Band 1908. Leipzig, O. Harrassowitz.
- Folk-lore, a quarterly review of myth, tradition, institution & custom 20, 4 21, 1. London, D. Nutt 1909–1910.
- Jaarboek der koninklijke vlaamsche Academie voor taal- en letterkunde 24. Gent, Siffer 1909.
- Journal of american folk-lore ed. by F. Boas 22, 4 (nr. 86). Boston & New York, Houghton Mifflin co. 1909.
- Kwartalnik etnograficzny Lud, wydawany przez towarzystwo ludoznawcze pod red. Sz. Matusiaka 15, 4. 16, 1. Lwow (Lemberg) 1909–1910.
- Maal og minne, norske studier utgit av Bymaals-laget ved M. Olsen, 1910, 1. hefte, Kristiania, A. Aschehoug & co.
- Revista lusitana, arquivo de estudos philologicos e ethnologicos relativos a Portugal, dir. por J. Leite de Vasconcellos, 12, 3–4. Lisboa 1908.
- Revue des études ethnographiques et sociologiques, dir. A. van Gennep, nr. 23–24 (1909, Nov.-Dec.). Paris, P. Geuthner. — 1910, 1–4. Paris, E. Leroux.
- Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot] 25, 3–5. Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmette 1910.
- Romania, recueil trimestriel publ. p. P. Meyer 39,1 (nr. 153). Paris, Champion 1910.
- Smithsonian institution, Annual report for 1909. Washington 1909.
- Verlagen en mededelingen der koninklijke Vlaamsche Akademie voor taal- en letterkunde 1910, März-Mai. Gent, Siffer.
- Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandsche Folklore, onder Redactie van A. de Cock, 21, 3–4. Gent, Hoste 1910.
- Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques (dir. O. Colson) 18, 3–5. Liège 1910.

---

Verlag von Behrend & Co. in Berlin.

# Die altgermanische Tierornamentik.

Typologische Studie über germanische Metallgegenstände aus dem  
IV. bis IX. Jahrhundert

von

**Dr. Bernhard Salin.**

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt

von **J. Mestorf.**

Ein Band 4<sup>o</sup>, etwa 400 Seiten, mit über 1000 Textabbildungen.

**Preis 30 Mark.**

Ein ausführlicher Prospekt steht auf Verlangen kostenfrei zur

Verfügung.